

Blühende Zivilgesellschaft

Vom Wert des freiwilligen Engagements



Mit Beiträgen und Interventionen von:

Monique Bär
Barbara Bleisch
Markus Freitag
Lukas Niederberger
Peter Sloterdijk
u. a.

«Menschen wollen sich engagieren und die Gesellschaft mitgestalten. Neben Staat, Markt und Familie braucht es die Zivilgesellschaft, die seit je Motor für gesellschaftliche Innovation und Veränderung war und ist. Dieses Potential auch in Zukunft partnerschaftlich zu nutzen und zu entwickeln, ist eine der grossen Herausforderungen unseres Landes in den nächsten zwanzig Jahren.»

Beate Eckhardt (SwissFoundations)

Cornelia Hürzeler (Migros-Genossenschaftsbund)

Lukas Niederberger (Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft)

Blühende Zivilgesellschaft

Vom Wert des freiwilligen Engagements

Die moderne helvetische Zivilgesellschaft beruht auf zwei Traditionen, die sich bis heute wechselseitig durchdringen: einer freiheitlichen und einer genossenschaftlichen. Freiwilliges bürgerliches Engagement und ein vom Staat gefordertes und gefördertes Milizprinzip auf unterschiedlichen Ebenen sind ihre tragenden Prinzipien. Dabei umfasst die Zivilgesellschaft alle freien Assoziationen, die sich zwischen Staat und Individuum ansiedeln. Starkes persönliches Engagement, ausgeprägte Freiwilligenarbeit, beeindruckende philanthropische Initiativen, blühendes Stiftungswesen und hohe Spendenbereitschaft der Bürgerinnen und Bürger sind Merkmale einer intakten Zivilgesellschaft.

Aber welchen Wert messen wir dem engagierten Handeln im Alltag eigentlich bei? Wer engagiert sich wo? Und welche zivilgesellschaftlichen Trends lassen sich für die kommenden Jahre ausmachen?

Auf den folgenden Seiten wird das zivile Engagement in der Schweiz (und darüber hinaus) dargestellt, analysiert und gewürdigt. Gleichzeitig soll diese Publikation als Aufruf dienen, sich ebenfalls zu engagieren – Bedarf herrscht auch hierzulande genug.

Wir wünschen anregende Lektüre.

Die Redaktion

Inhalt

Barbara Bleisch

- 06 **erklärt, warum blasse Empörung unproduktiv ist – und echtes Engagement befreit.**

Peter Sloterdijk

- 11 **weiss, dass der Gebende die Zivilisation trägt.**

Monique Bär

- 14 **berichtet aus dem Stiftungsalltag zwischen Möglichkeiten und Sachzwängen.**

Markus Freitag

- 19 **liefert Daten und Fakten zur Schweizer Zivilgesellschaft.**

Reportage

- 24 **Zwischen GZ, Jugendparlament und Kuhstall – freiwilliger Einsatz in Zürich, Bern und Vals.**

Lukas Niederberger

- 28 **aktualisiert Rousseaus «Contrat social» für die Schweiz.**

06

Die Revolte gegen die herrschenden Zustände wirkt ohne das Engagement für die bessere Sache wie eine Amputation der humanitären Idee.

Barbara Bleisch



19

Es findet sich zunehmend Sand im zivilgesellschaftlichen Getriebe der Schweiz, der «soziale Kitt» droht an einigen Stellen porös zu werden.

Markus Freitag

11

Die gebende Tendenz wird durch das Milieu gefördert oder unterdrückt.

Peter Sloterdijk

14

Die «Bei uns ist ja für jeden gesorgt»-Mentalität verdeckt, dass es auch hierzulande viel zu tun und anzupacken gibt.

Monique Bär

28

Da sich die Gemeinschaft stark gewandelt hat, braucht es eine Neudefinition von Gemeinsinn und Gemeinwohl – ja einen neuen Gesellschaftsvertrag.

Lukas Niederberger

1 Wider die Gleich- gültigke

Dem gesellschaftlichen Engagement geht nicht selten die Empörung über unhaltbare Zustände voraus. Dabei gilt: blosser Empörung ist unproduktiv – und frustrierend.

Echtes Engagement hingegen zielt auf den Einsatz für das Bessere, wirkt befreiend.

von Barbara Bleisch

it!

A

Is im Oktober 2010 unter dem Titel «Empört euch!» die kurze Streitschrift des ehemaligen Résistancekämpfers und Spitzendiplomaten Stéphane Hessel erschien, applaudierte die halbe Welt. Bereits vier Monate später waren mehr als eine Million Exemplare verkauft. Hessel kritisierte in seinem Essay mit Herzblut und Rage alles, was ihm in unserer Welt unrecht schien und das deshalb zur Empörung Anlass gebe: die Machenschaften, die zur Finanzkrise führten; die Diskriminierung von Ausländern; den diagnostizierten Sozialabbau. Die nachfolgenden Demonstrationen in Spanien und die Proteste in Deutschland gegen das Grossprojekt «Stuttgart 21» sind nur zwei der vielen zivilgesellschaftlichen Bewegungen, bei denen Hessels Streitschrift die Kampfansagen der politischen Aktivisten intellektuell untermalte.

Der Applaus, mit dem die kurze Schrift bedacht wurde, spiegelte aber nicht allein ein Unbehagen mit bestehenden Verhältnissen. Ihr Erfolg machte auch ein Gefühl sichtbar, wie es seit ein paar Jahren unterschwellig schon brodelte – nämlich die Sehnsucht, sich mit Herz und Seele zu etwas zu bekennen und dieses Bekenntnis in der Teilhabe mit anderen öffentlich zu machen. Ein Stück weit liest sich der Essay «Empört euch!» denn auch, wie Christian Geyer in seiner Rezension in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» hervorhob, wie eine «Erinnerung an das Beste» in uns: Wir alle wollen uns doch zu gern als Personen verstehen, die sich nicht nur nach Gerechtigkeit sehnen, sondern zu deren Realisation auch engagiert ins Feld ziehen, statt duckmäuserisch oder – vielleicht schlimmer – indifferent vor uns hinzudämmern. Für etwas laut und deutlich einzustehen, heisst schliesslich immer auch, *überhaupt* jemand zu sein: sich eine Kontur und Marke zu geben, die der Kontingenzerfahrung der Moderne zuwiderlaufen und Fremdzuschreibungen zuvorkommen. Ausserdem verbinden das Gefühl der Empörung und das Engagement für die gemeinsame Sache die Individuen zur Schicksalsgemeinschaft und lösen sie damit aus lähmender Vereinzelung, in der jede Widerrede wirkungslos verhallt. Während wir uns Sisyphos zwar als glücklichen Menschen vorzustellen haben – so zumindest behauptet Albert Camus –, dürfte er mit seinem rollenden Stein durchaus einsam sein. Diese Einsamkeit, die der einzelne im Stemmen des Schicksalsgerölls schmerzlich empfinden mag, trifft den Menschen in der Revolte, wie Camus treffend feststellt, nicht mehr: Insofern als die Revolte der gemeinsame Aufstand aller Steinrollenden ist, werden sie sich in der Empörung und der vereinten Opposition ihres Menschseins erst wirklich gewahr und kriegen jene Freiheit zu fassen, die dem Nihilismus trotzt.

Barbara Bleisch

ist promovierte Philosophin, Moderatorin der «Sternstunde Philosophie» (SRF) und assoziierte Mitarbeiterin im Universitären Forschungsschwerpunkt Ethik an der Universität Zürich.

Allerdings ist es mit der Empörung allein nicht getan. Ganz im Gegenteil: Die Revolte *gegen* die herrschenden Zustände wirkt ohne das Engagement *für* die bessere Sache wie eine Amputation der humanitären Idee, die das «Beste in uns» eigentlich meinte. Es ist diese Amputation, die in den Tagen der öffentlichen Dauerempörung über «Stuttgart 21» einen neuen Begriff prägte: den «Wutbürger». Dieser indignierte Zeitgenosse ist zwar dauerempört, doch ist er nur mehr eine Fratze der engagierten Person, zu der Stéphane Hessel und letztlich auch Albert Camus seine Leserinnen und Leser animieren wollte. Der Grund dafür liegt in der Verschiebung der Zielgrösse, die sich beim Wandel von der schieren Wut zum komplexeren Engagement ergibt: Dem Engagement wohnt ein Wirken zugunsten eines Gemeinsamen inne, während sich die Wut meist an der eigenen Betroffenheit entzündet und ihre Energie entsprechend bloss in den Versuch der Verbesserung der eigenen Lage fliesst. Dirk Kurbjuweit, der den Begriff 2010 geprägt hat, schrieb denn auch in seinem damaligen Essay: «Der Wutbürger denkt an sich, nicht an die Zukunft seiner Stadt.» Er will sich und die Zustände nicht bewegen, sondern betreibt in seiner Trutzburg aus Abwehrreflexen primär Besitzstandswahrung.

Während die Wut also einem egoistischen Bedürfnis entspringt, in erster Linie die eigenen Interessen durchzusetzen, ist das Engagement, das Hessel vorschwebte und das wir meinen, wenn wir bewundernd von einer «engagierten Person» sprechen, seiner Idee nach ein altruistisches Unterfangen. Was der Altruismus sei, ist in der Geschichte der Philosophie vielfach und kontrovers diskutiert worden. An dieser Stelle gemeint ist lediglich die ganz allgemeine Idee, die August Comte im 19. Jahrhundert formulierte, nämlich dass das Motiv der altruistischen Handlung in erster Linie am Wohl des Gegenübers ausgerichtet ist und der Akt der Güte dem Helfenden deshalb Kosten aufbürdet zugunsten eines anderen. Dass die Unterstützung eines Gegenübers mitunter auch dem Handelnden selbst einen Nutzen einbringen kann, insofern ihn das Helfen beglücken, es seinen Lebenssinn verstärken oder es seine Attraktivität als «Vertragspartner» in einer Gemeinschaft erhöhen mag, tut einem weiten Verständnis von Altruismus keinen Abbruch. Dies zu Recht: der moralinsaure Pedant, der sich rund um die Uhr aufopfert und darob alle Lebensfreude verliert, dürfte am Ende des Tages niemandem nützen. Doch altruistisches Handeln dient, so die Grundidee, nicht allein und nicht in erster Linie der Steigerung des eigenen Wohls. Verhaltensökonomische Studien – darunter die Arbeiten des in Zürich lehrenden Ernst Fehr – belegen, dass

wir Menschen tatsächlich nicht allein «Homines oeconomici» sind, sondern stets auch im obigen Sinne altruistisch motivierte und am Wohl der anderen orientierte Wesen. Insofern erstaunt es wenig, wie viele Personen sich letztlich auch tatsächlich freiwillig engagieren.

Und doch scheinen es nicht genug zu sein. Diesen Eindruck gewinnt zumindest, wer beispielsweise die Prospekte studiert, die Hilfswerke in unsere Briefkästen befördern, aber auch nur, wer die Zeitung liest. Niemand wird eine Welt gut oder gerecht nennen, in der Kinder verhungern, Andersdenkende erschossen werden und die durchschnittliche Lebenserwartung zwischen den einzelnen Ländern der Welt um fünfzig Jahre differiert. Wenn wir aber doch alle so motiviert und altruistisch sind, weshalb perpetuiert sich dann das Elend und verbessert sich die Welt nicht schneller? Vielleicht weil das Elend in ihr einfach dazugehört? Freilich, nicht alles Unglück lässt sich vermeiden. Und dennoch: macht es sich nicht zu einfach, wer die Übel in der Welt als natürlich oder gar notwendig ansieht? Auf jeden Fall, meint der australische Philosoph Peter Singer, der dazu auffordert zu geben, was man kann – an materiellen, ideellen und zeitlichen Ressourcen, und dies erst noch möglichst effizient, so dass das Engagement nicht wirkungslos verpufft, sondern die Welt auch tatsächlich zu einem besseren Ort macht. Singer selbst hat stets mindestens einen Drittel sei-

nes Einkommens gespendet, und seine gesamte Energie respektive Philosophie fliesst ins Projekt, den Planeten Erde in einen moralisch geläuterten Ort zu verwandeln, in dem so wenige Wesen wie möglich leiden.

So hehr sein Anliegen, so harsch die Kritik. Nicht am Ziel selber – wer könnte schon dagegen sein, Leiden zu minimieren. Doch dass wir alle zu so grossem Engagement *verpflichtet* sein und unser Leben deshalb radikal umkrempeln sollen, haben viele in Frage gestellt. Libertäre Stimmen ziehen etwa in Zweifel, dass Engagement tatsächlich *Pflicht* sei. Barmherziges Samaritertum ist nach dieser Lesart sicher lobenswert, doch liberal gedacht keine einforderbare Sache oder gar Anlass zu Zwang. Da der libertäre Staat à la Robert Nozick die Freiheit seiner Bürgerinnen und Bürger nicht mehr einschränken darf als nötig, um den Schutz ihrer Freiheitsrechte garantieren zu können, scheint jede erzwungene Form der Besteuerung, die eine Umverteilung zugunsten der ärmeren Bevölkerung zum Ziel hat, illegitim, denn sie verletzt die Rechte der Bürgerinnen und Bürger. Doch der Hinweis auf die libertäre Tradition verweist nur auf die Schwierigkeit, Hilfe und Engagement zur rechtlich verbrieften Pflicht zu machen. Engagement als Ausdruck von Tugendpflichten, als Zeichen des persönlichen Bekenntnisses zum Wohltun, kennen auch libertär gesinnte Denker. Allerdings ist die Frage, was mit der Freiwil-

«Wenn wir aber doch alle so motiviert und altruistisch sind, weshalb perpetuiert sich dann das Elend und verbessert sich die Welt nicht schneller?»

Barbara Bleisch

lichkeit eines entsprechend tugendhaften Engagements gemeint ist. Liberale Denker beziehen sich gern auf Kant, der Hilfe durchwegs den Tugendpflichten zuordnete, insofern als niemand Anspruch auf deren Erfüllung geltend machen kann. Doch Kant meinte damit mitnichten, dass das Engagement für die Belange des Gegenübers *freiwillig* sei in dem Sinne, dass man das Wohltun auch ganz lassen dürfe. Insofern als Kant uns in seiner «Metaphysik der Sitten» als «bedürftige, auf einem Wohnplatz durch die Natur zur wechselseitigen Beihilfe vereinigte vernünftige Wesen» vorstellt, kritisiert er das Menschenbild des bloss starken unabhängigen Individuums, das sich stets selbst und eigenverantwortlich zu helfen habe. Entsprechend verwirft Kant die Idee, dass einander zu helfen grosszügige und heldenhafte Handlungen darstellten. Alles, was Kant uns an Freiheit zugesteht, ist Spielraum hinsichtlich der *Art und Weise* der Erfüllung unserer Tugendpflichten, also hinsichtlich dessen, mit welchen Mitteln wir diesen Pflichten nachkommen – nicht jedoch, ob wir ihnen *überhaupt* nachkommen.

Aber selbst wenn Engagement für das Wohlergehen Dritter Pflicht ist, ist damit noch nicht gesagt, in welcher Potenz es dies ist. Peter Singers Hilfsprinzip, wonach wir uns so lange für jene engagieren sollten, denen es schlechter geht, bis für uns selbst etwas auf dem Spiel steht, das moralisch bedeutsam wäre, ist extrem anspruchsvoll – zu anspruchsvoll, wie viele monieren. Die amerikanische Philosophin Susan Wolf hat in einem Essay, den sie ironisch mit «Moralische Heilige» überschrieben hat, schon vor vielen Jahren angemerkt, dass entsprechend anspruchsvolle Moralprinzipien uns dazu anhalten würden, unsere gesamte Zeit und Energie in Hilfsprojekte für andere zu stecken, weshalb keine Zeit mehr bliebe, viktorianische Romane zu lesen, Oboe zu spielen oder sich im Tennis zu üben. Der moralische Heilige führt ein eintöniges Leben, weil sein Blick auf die Welt und die Beziehungen, die er führt, sich ganz auf die Frage verengt, wie die Welt moralisch zu verbessern wäre – womit die Welt letztlich zumindest aus ästhetischer und lebenspraktischer Sicht stark an Reichtum einbüßen dürfte. Denn auf moralische Effizienz hin evaluiert werden muss dieser Maximierungsidee zufolge auch das Engagement selbst, weshalb Peter Singer diesen Frühling den schwerreichen Musik- und Filmproduzenten David Geffen dafür kritisierte, dass er seine 100-Millionen-Dollar-Spende in die Renovation der Avery-Fisher-Konzerthalle im New Yorker Lincoln Center steckte, anstatt das Geld für die Operation von erblindeten Menschen auszugeben, die sich viele Bewohner Afrikas nicht leisten können. Geige und Trompete spielen könne man Singer zufolge schliesslich auch vor verschlissenen Tapeten und unter bröckelndem Stuck, ganz abgesehen davon, dass die Rettung eines Musiktempels unwichtig sei im Vergleich zur Rettung von Menschen.

Ungeachtet der Frage, ob die Moral tatsächlich so viel von uns verlangt, wie Peter Singer meint, stellt sich vor diesem Hintergrund auch die Frage, ob hier nicht ein reichlich individualistisches Bild von Hilfe präsentiert wird, das den notwendigen politischen Veränderungsprozess übersieht, der sowohl für eine nachhaltige Etablierung einer stabileren Weltordnung, die nicht in singulären Aktionen verpufft, als auch für die Prosperität aller unabdingbar ist. Engagement jenseits aller Politik und ohne Lösung struktureller Probleme haftet vor allem dann, wenn es um die grossen Misereen unserer Zeit geht, der Geschmack des Naiven an. Peter Singer muss man freilich zugute halten, dass er sich selber stets auch politisch engagiert hat. Doch letztlich stellt sich die Frage, wie man auf die Welt blicken soll: Als Teil einer Gemeinschaft, die in Polis und Solidarität zur Revolte findet – oder als Individuum, das meint, die Übel der Welt im Alleingang stemmen zu können. Letztere Sichtweise dürfte aufs Ganze gewesen wenig zielführend und nachhaltig sein.

Dabei ist etwas Weiteres zu beachten: Die grossen Ideen dieser Welt entstanden meist mit reichlich viel Frei- und Denkraum, in pflichtfreien Zonen, die der Phantasie keine Schranken auferlegten. Das gilt letztlich vermutlich sogar fürs Engagement, dem es nicht wohl bekommt, wenn es gänzlich zur auf Effizienz getrimmten Pflichtübung verkommt. Denn wie Kurt Tucholsky schon sagte: «Die Gleichgültigkeit so vieler Menschen beruht auf ihrem Mangel an Phantasie.» Und Gleichgültigkeit ist nicht nur der Tod eines jeden Engagements und deshalb, wie Hessel betonte, das Schlimmste, was man sich und der Welt antun könne. Gleichgültigkeit mündet eben auch in jenen moralischen wie existentiellen Solipsismus, der uns letztlich wieder aus der uns verbindenden Revolte in die einsame Sisyphusarbeit entlässt. ◀

2 Für eine neue Ethik des Gebens

Gedanken zur Wiederentdeckung von Grosszügigkeit und Stolz

von Peter Sloterdijk

Man versteht die Moderne in moralphilosophischer Hinsicht nur, wenn man sie als eine Veranstaltung zur Verbergung der grosszügigen Geste begreift.

Wir wissen wohl indirekt noch immer, dass Grosszügigkeit für den sozialen Zusammenhalt unentbehrlich ist. Ohne sie kann die Schaffung eines hinreichend dichten kulturellen Äthers nicht gelingen. Doch sind wir heute aufgrund ideologischer Hemmungen ausserstande, die Bedeutung der generösen Gesinnung für die Stiftung des sozialen Bandes zu verstehen. Ich spreche darum von einer Verschleierung der Grosszügigkeit.

Seit einem guten Jahrzehnt arbeite ich an einem Projekt, das ich als die «thymotische Wende der Ethik» umschreibe. Diese Wende impliziert die Wiederentdeckung oder besser das Wiederernstnehmen von Begriffen wie Ehrgefühl, Stolz und Vorbildlichkeit – man könnte sie die kryptoaristokratischen Werte nennen. Für diese stolzhafte Regungen der Psyche hielten die Griechen den Ausdruck *thymos* bereit – alles spricht dafür, dieses etwas ungewöhnliche Wort in den heutigen Grundwortschatz aufzunehmen.

Der Thymos ist der Gegenpol des Eros, jenes Seelenzentrums, in dem das Habenwollen den Ton angibt – wer es schafft, nichts zu geben und alles zu nehmen, hat es hier zur Höchstform gebracht.

In der thymotischen Psychologie gilt es das Hauptvorurteil der modernen realistischen Psychologie einzuklammern, wonach der Mensch konstitutiv als ein giergetriebenes Mängelwesen zu verstehen sei, ein beraubtes Geschöpf, das ein Leben lang mehr oder weniger vergeblich nach etwas jagt, das ihm von Anfang an fehlt.

In der zeitgenössischen Sozialpsychologie mehren sich die Ansätze, die auf die moralische Innenlenkung von Menschen aufmerksam werden. Man bemerkt zunehmend, in wie hohem Mass Menschen von einer Tendenz vom Gutseinwollen bestimmt werden – und ihr Verhalten hängt in vieler Hinsicht

Peter Sloterdijk

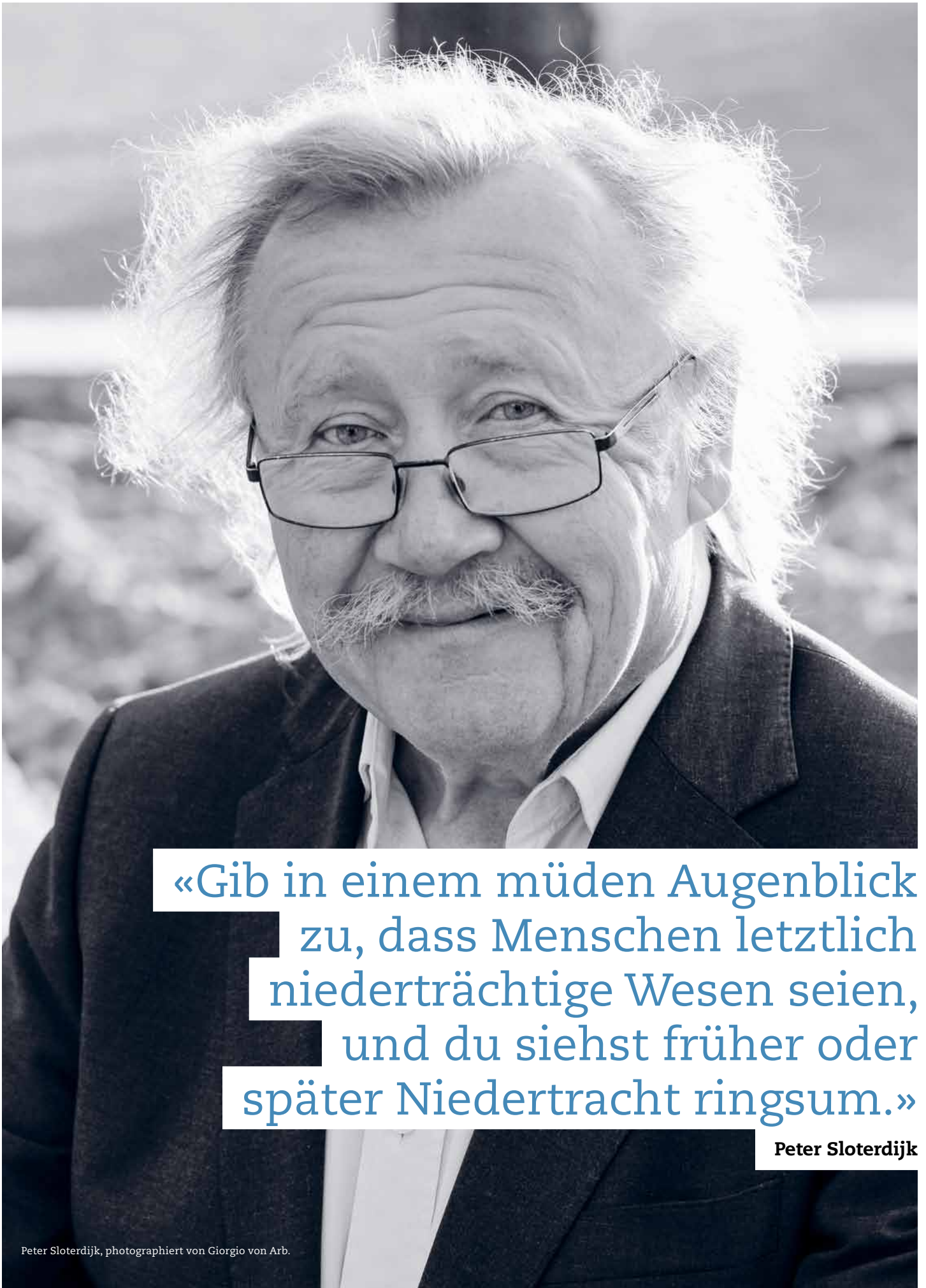
ist einer der einflussreichsten Philosophen der Gegenwart und Bestsellerautor. Sein Werk erscheint im Suhrkamp-Verlag.

von ihrem Selbstbild ab, das von ihnen verlangt, zu den Guten zu gehören. Wer sich selbst nicht achten kann, erliegt der Depression – dann hilft es auch nicht, diese durch Mitspielen im Theater des sozialen Erfolgs zu übertönen. Kurzum, man täuscht sich von Anfang an, wenn man den Menschen nur aus dem Geist des Mangels und seiner Kompensationen verstehen möchte.

Meine Ausgangshypothese lautet: Man muss den autoplastischen Charakter von Selbstbildern viel ernster nehmen als bisher üblich.

Sobald man es für normal erklärt, dass Menschen sich nur als die giergetriebenen Maximierer eigener Vorteile verhalten, macht sich das falsche Dogma wie eine *self-fulfilling prophecy* wahr. Das Kind ist in den Brunnen gefallen, bevor das bessere Unternehmen begonnen hat.

In der «Nikomachischen Ethik» tauchen die entscheidenden Formulierungen auf, die man bis heute zitieren muss, wenn man ein Wörterbuch der Grosszügigkeit zusammenstellen möchte. Aristoteles spricht eben von der *megalopsychia*, von der Grosseelenform bzw. der Hochherzigkeit des Bürgers. Interessant ist das vor allem, weil der Philosoph nicht mehr von Menschen aus altem Adel spricht. Er denkt an bürgerliche Menschen, an Citoyens, also an Leute, die sich zu der kollektiv-aristokratischen Lebensform bekennen, die man Bürgertum nennt. Man kann es nicht deutlich genug sagen: Den griechischen Polisbürger und den späteren europäischen Citoyen kann man nur würdigen, wenn man beide als Mitglieder eines kollektiv-aristokratischen Organs versteht, ob das nun Polis heisst oder Zivilgesellschaft. Die Tugendlehre der «Nikoma-



«Gib in einem müden Augenblick zu, dass Menschen letztlich niederträchtige Wesen seien, und du siehst früher oder später Niedertracht ringsum.»

Peter Sloterdijk

Peter Sloterdijk, fotografiert von Giorgio von Arb.

chischen Ethik» enthält eine appellative Zivilethik. Man kann demnach keine Aussage über den Bürger machen, ohne den Bürger so zu evozieren, wie man ihn angesprochen hat, kleingesinnt oder grossgesinnt. Leider sind wir uns heute der autoplastischen Wirkungen von anthropologischen Sätzen kaum mehr bewusst. Sobald man verstanden hat, welche Kräfte man mit Thesen über die menschliche Natur freisetzt, muss man für die Materialisierung der Ideen Verantwortung übernehmen. Ein Ausrutscher ins Vulgäre, und du bekommst die entsprechenden Konsequenzen.

Gib in einem müden Augenblick zu, dass Menschen letztlich niederträchtige Wesen seien, und du siehst früher oder später Niedertracht ringsum. Folge der miserabilistischen Tendenz und stimme der althergebrachten Meinung zu, der Mensch sei im Grunde ein armes Schwein, und du bekommst einen Kontinent voll armer Schweine. Dagegen wäre die Ambivalenz der Kräfte hervorzuheben. Menschen sind eben nicht nur Geschöpfe, die nach dem Gesetz des niedrigsten Beweggrundes funktionieren. Nein, sie sind zugleich auch zu schöpferischen, teilenden, grosszügigen Verhaltensweisen disponiert.

Die gebende Tendenz wird durch das Milieu gefördert oder unterdrückt. Üblicherweise freuen Eltern sich, wenn sie in ihren Kindern die ersten Regungen der gebenden Libido entdecken. Eines Tages kommt das Kleine daher und sagt: «Guck, das habe ich gemacht, für dich!» Es hält ein Bild hin, auf dem Papa, Mama, das Kind und das Haus zu sehen sind. Da manifestiert sich Geberfreude auf einer elementaren Ebene. Wird die Gabe ignoriert, verkümmert der Impuls, wird sie begrüsst, wächst das Potential. Der autoplastische Zirkel funktioniert naturgemäss nicht solipsistisch, er ist auf milieugetriebene Verstärkung angewiesen. Wie die Grammatik der Grosszügigkeit in grossen Gemeinschaften verkörpert werden kann, zeigt nicht zuletzt das amerikanische Beispiel. Es bietet zugleich den Vorzug, dass man es in offiziellen Zahlen darstellen kann. Ich bin auf die Arbeit des Center on Philanthropy an der Universität von Indiana aufmerksam geworden, des weltweit grössten Forschungszentrums für philanthropische Aktivitäten. Dort befasst man sich wissenschaftlich mit nichts anderem als mit den Gabenströmen, die in den USA aufgrund privater Spenden fliessen. Da gibt es erstaunliche Zahlen zu lesen: Im Jahr 2008 sind in den USA über 307 Milliarden Dollar an Spenden getätigt worden – zum Vergleich: der deutsche Bundeshaushalt belief sich im gleichen Jahr auf 280 Milliarden Euro. Dazu muss man bedenken, dass die amerikanische Fiskalität *summa summarum* der europäischen gleicht und dass die steuerlichen Lasten für die Bürger ähnlich hoch sind. Dennoch beobachtet man in den USA eine mindestens um das Zehnfache intensivere philanthropische Aktivität – in Deutschland

wurden im Jahr 2008 immerhin vier Milliarden Euro an Spenden aufgebracht. Angesichts dieser Zahlen stellt sich eine kulturtheoretische Denkaufgabe.

In einer Demokratie ist es ja meistens so, dass sich die Menschen so verhalten wie die Pfeilerfiguren in gotischen Kathedralen: die sind mit dem Rücken in den Stein hineingemeisselt und könnten gar nicht nach vorne treten, selbst wenn sie wollten. Die modernen Menschen lehnen sich auch gerne an den Pfeiler und können die Geste des Nach-vorne-Gehens nicht ohne weiteres vollziehen. Wenn einer es tut, dann kommen gleich Kommentare von der Art: Der produziert sich ja nur so gerne.

Man hat einen Anspruch auf Achtung, Applaus, Anerkennung angemeldet, und von der anderen Seite kommen immer nur Pfiffe oder Undankbarkeit oder ein Herabsetzungsbedürfnis, das neben dem gesunden Menschenverstand zu den am besten verteilten Dingen der Welt gehört.

Tatsächlich steckt im Menschen immer ein Potential zum Auftreten, zum Nachvornetreten, zur Selbstdarstellung, kurzum zum Übergang auf die gebende Seite.

Man muss in der Gabe also eher so etwas wie eine Geste des ontologischen Urvertrauens sehen, die von ferne an den Ackerbau erinnert: Irgendwann, irgendwie werden die Saaten der Gabe aufgehen.

Man sollte die Gebenden als Zivilisationsträger verstehen, die an einem noblen Wettbewerb teilnehmen. ◀

Bei der vorliegenden Komposition handelt es sich um Auszüge aus Gesprächen, die René Scheu mit Peter Sloterdijk geführt hat. Vgl. hierzu: «Die verborgene Grosszügigkeit», in: Schweizer Monat, Sonderthema Nr. 7, November 2012, und «Das Lebewesen als Gebewesen», in: Schweizer Monat, Juli/August 2015, S. 13 ff.

3 Mehr als das Ausfüllen eines Einzahlungsscheins...

Monique Bär engagiert sich seit Jahren im Bereich soziale Integration, gründete zu diesem Zweck sogar eine eigene Stiftung. Sie berichtet aus einem leidenschaftlichen Alltag zwischen vielen Möglichkeiten und ebenso vielen Sachzwängen – und lernte früh, dass Gutes tun nicht überall gut ankommt.

Michael Wiederstein trifft Monique Bär

Frau Bär, beginnen wir etwas philosophisch. Beim Thema «ziviles Engagement» stolpere ich nämlich gleich über das Begriffspaar: kann Ihrer Meinung nach echtes Engagement überhaupt «nicht zivil» sein?

Engagement ist immer etwas, das von Menschen ausgeht und von ihnen getragen wird, darum ist es zivil. Aber es gibt auch staatliches Engagement, das aufgrund seines speziellen offiziellen Charakters grosse Wirkung haben kann. Im Gegensatz zum hoheitlichen Handeln der Verwaltung oder des Staates nehmen aber beim zivilen Engagement die Bürger etwas selbst in die Hand. In einer guten Wohlfahrtsgesellschaft braucht es eine Balance zwischen staatlichem und zivilgesellschaftlichem Engagement.

Wie gelangt man denn vom Interessiertsein oder von der Empörung über missliche Zustände zum Engagement?

Das eine bedingt das andere, es geht sicher um beides: Das Interesse an unserer Gesellschaft und an ihren Problemen ist eine Grundvoraussetzung für persönliches Engagement. Der Résistancekämpfer, Diplomat und Essayist Stéphane Hessel postulierte: «Empört euch!» Er plädiert für eine engagierte Lebenshaltung und für zivilen Ungehorsam. In meinen Augen ist Empörung aber eine folgenlose Form der Auflehnung, sie mag am Anfang stehen, mir war es aber wichtig, zum Engagement zu finden. Ich glaube, Engagement hat oft etwas mit Verbundenheit zu tun: wer sich seiner Umgebung, seinen Mitmenschen, seiner Umwelt gegenüber nicht verbunden fühlt, wird sich auch nicht engagieren. Engagement ist etwas zutiefst Soziales, wenn ich mehr Kräfte und Mittel habe, als ich für mein unmittelbares Überleben brauche, dann kann ich mich engagieren.

Worüber waren denn Sie empört, als Sie begannen, sich als Stifterin zu engagieren?

Ich glaube, bei mir war es weniger die Empörung über Zustände, die mich zum engagierten Menschen gemacht hat, sondern die Tatsache, dass ich mich gerne als Teil eines Ganzen fühle – und zu dem «Ganzen» auch etwas beisteuern möchte. Ich komme aus einer Familie, die mir sehr viel mitgegeben hat – auch finanziell. In früheren Jahren dachte ich, ich müsse mich

Monique Bär

ist Gründerin und Präsidentin der Arcas Foundation, Stiftungsrätin der Stiftung für Bildungsförderung und Finanzierung sowie Stiftungsratspräsidentin und Mitinitiantin der Foundation for Responsible Leadership in St. Gallen. Seit 2015 ist sie Vorstandsmitglied von SwissFoundations, dem Verband der Schweizer Förderstiftungen. Als Partnerin der coaching-center gmbh in Zürich ist sie als Supervisorin und Coach in Unternehmen und im Nonprofitbereich tätig. Monique Bär wohnt in Zürich.

Michael Wiederstein

ist leitender Kulturredaktor des «Schweizer Monats» und des «Literarischen Monats».

dagegen auflehnen, denn ich habe erlebt, wie sehr Geld die Menschen verbiegen kann. Eines Tages habe ich mir dann aber gesagt: entweder trenne ich mich jetzt ganz – oder ich übernehme die Verantwortung und gestalte in meinem Sinne. Das war bei mir der Kippunkt: von der Auflehnung gegen die Dinge, die sind, wie sie sind, zur Feststellung: «Okay, ich kann, will und muss das wenigstens ein bisschen ändern!» Das war für mich befreiend.

Und wie befreien sich jene, die nicht über ein grosses Vermögen verfügen?

Es gibt nun wirklich auch andere Vermögen als Geld. Vermögen bedeutet doch mehr als nur finanzielle Potenz! Vermögen hat, wer etwas bewegen kann. Und wenn auch Menschen mit finanziell grösseren Ressourcen besonders aufgerufen sind, einen zivilgesellschaftlichen Beitrag zu leisten, so sind doch auch Ideen, Talent, Zeit, Engagement oder Netzwerke Ressourcen, die für die Gesellschaft eingebracht werden können. Vielleicht muss also primär der Begriff des Vermögens neu definiert und eine Kultur der Wertschätzung und des Respekts für das Einbringen desselben etabliert werden!

Diese Kultur existiert also nicht, meinen Sie?

Es wird hierzulande immer wieder viel Negatives gesagt und geschrieben über Menschen, die sich engagieren – das ist manchmal nicht einfach zu schlucken. Es ist mittlerweile ge-



«Vermögen bedeutet
mehr als nur finanzielle Potenz!
Vermögen hat, wer etwas
bewegen kann.»

Monique Bär

Monique Bär, fotografiert von Giorgio von Arb.

sellschaftsfähig geworden, Leute, die sich politisch einbringen, einfach als «Classe politique» zu beschimpfen oder andere, die sich um soziale Missstände kümmern, als weltfremde «Gutmenschen» zu titulieren. Das ist das Gegenteil von zivilem Engagement, diese Haltung ist bloss abschätzig und respektlos. Gerade in der Schweiz, in der der Staat so stark auf dem persönlichen Engagement seiner Mitbürger aufbaut, sind derartige Entwicklungen unschön.

Gleichzeitig zeigt hierzulande jedermann viel eigenen guten Willen, was das Geben angeht, nicht? Die Spendenbereitschaft ist in der Schweiz ganz besonders hoch: wenn ein Erdbeben Nepal heimsucht...

...dann spenden die Schweizer besonders viel! Richtig. Und wichtig. Zur selben Zeit aber haben viele auch den Eindruck, dass hier, zuhause, alles in Ordnung sei. Die Bereitschaft, vor Ort zu spenden oder mitanzupacken, ist deshalb nicht dieselbe wie bei grossen Naturkatastrophen am anderen Ende der Welt. Diese «Bei uns ist ja für jeden gesorgt»-Mentalität verdeckt, dass es auch hierzulande viel zu tun und anzupacken gibt. Engagement ist mehr als das Ausfüllen eines Einzahlungsscheins.

Was genau tun Sie nun persönlich dagegen?

Das Ziel meiner eigenen Stiftungstätigkeit ist es, Menschen ins Arbeitsleben zu integrieren, namentlich vor allem durchs Netz Gefallene, auch Randständige und Behinderte. Wir unterstützen beispielsweise den «Sozialen Stadtrundgang» in Zürich: Obdachlose und ehemals Arbeitslose werden hier zu Stadtführern ausgebildet und zeigen Zürich aus ihrer Perspektive. Das ist ungeheuer eindrücklich und spannend. Das Schöne ist: die Leute treten nicht als Opfer, sondern als Experten auf. Experten im Überleben ohne Obdach, Experten im Essenaufreiben, Experten im Kleiderfinden. Damit die Menschen merken, dass es nicht nur ein Zürich gibt, sondern dass unsere Stadt und unsere Gesellschaft ganz viele Gesichter hat.

Sie haben Ihre Stiftung schon erwähnt, die Arcas Foundation.

Wieso haben Sie sich zur Gründung einer solchen Institution entschlossen?

Ich wusste, dass ich mich langfristig und verbindlich engagieren wollte. Und für diese Art des langfristigen Commitments eignen sich Stiftungen sehr gut, denn sie sind keine kurzfristigen Projekte, sondern sollen über eine längere Zeitdauer wirken. Zudem gibt mir eine Stiftung mit ihren Mitarbeitern ein Forum – sie ist für mich auch ein kritischer Resonanzkörper. Mein Engagement soll ja nicht einfach mein Privatvergnügen sein, sondern eine möglichst professionelle und durchdachte Wirkung entfalten und dabei von klaren Regeln geleitet sein: sie hat einen Zweck und eine Aufgabe und durch die klaren Prozesse und Abläufe stellt sie sicher, dass ich nicht allein im stillen Kämmerlein Entscheidungen treffe.

Welche Hürden und Probleme haben Sie mir jetzt beim Aufbau und bei der Führung Ihrer Stiftung verschwiegen?

(lacht) Viele der eben genannten Vorteile einer Stiftung können – je nach Situation – auch Nachteile sein. Ein Beispiel: eine

Stiftung hat einen Zweck, der, ist er erst einmal festgesetzt, kaum mehr abänderbar ist. Wenn der Stiftungszweck etwa die Renovation eines Hinterhofes wäre, wird er mit Abschluss der Renovation hinfällig, damit ist man dann sogleich handlungsunfähig – bis der Hof in 30 Jahren wieder saniert werden muss. Wenn man also nicht aufpasst und den Stiftungszweck wenig gescheit formuliert, kann das üble Folgen haben.

Das ist der Grund dafür, warum so viele Stiftungen arg blumige «Zwecke» ausweisen?

Blumig würde ich es nicht nennen, sondern in vielen Fällen eher vernünftig breit. Zivilgesellschaftliches Engagement hat ja auch immer eine situationistische Komponente: man muss manchmal rasch reagieren können. Da ist es wichtig, dass eine Stiftung handlungsfähig und flexibel ist. Dazu gehört sicher die Ausgestaltung des Stiftungszwecks. Viel wichtiger dünkt mich aber, ob der Stiftungsrat strategisch denkt und seine Handlungsspielräume klug nutzt. Sie sehen: der grösste Vorteil der Stiftung kann also gleichzeitig auch ihr grösster Nachteil sein. Sie gehört sich selbst und ist ganz von der treuhänderischen Gestaltung des Stiftungsrats und der Formulierung ihres Zwecks abhängig.

Können Sie ganz praktisch beschreiben, wie der Aufbau Ihrer Stiftung vonstattengeht? Vom ersten Gedanken über das Organisatorische bis zum Bekanntmachen und ersten Fördern? Wo lagen praktische Probleme – und was war überraschend einfach?

Am Anfang stand die Entscheidung, in welchem Gebiet die Stiftung tätig sein soll. In unserem Falle war und ist das die Reintegration von Menschen in die Gesellschaft. Diese Idee ist in den letzten 10 Jahren allerdings in vielen Diskussionen erheblich präziser geworden, als sie es zu Beginn war! Ich habe qualifizierte Menschen, denen dieses Thema auch unter den Nägeln brannte, angefragt, ob sie das Projekt mit mir zum Fliegen bringen wollen, und ich habe auch einen guten Treuhänder, der mich in formalen Fragen unterstützt. Und tatsächlich: es war weniger kompliziert, als ich mir das vorgestellt habe. Auch war es so, dass wir von Beginn an von anderen Stiftungen sehr viel haben lernen können.

Die Arcas Foundation setzt sich dafür ein, ich zitiere, «dass alle Menschen unserer Gesellschaft soziale, wirtschaftliche und kulturelle Teilhabe erhalten». Das klingt, pardon, doch blumig – und: dasselbe, so könnte man meinen, macht ja auch das Regionale Arbeitsvermittlungszentrum, nicht?

Was Sie zitieren, ist auch nicht der Zweck, sondern ein Teil aus unserer Vision. Zweck der Stiftung ist es, gemeinnützige Institutionen und Projekte in ihrem Bestreben zu unterstützen, Menschen im In- und Ausland auf ökonomischer, kultureller, gesellschaftlicher und sozialer Ebene zu integrieren beziehungsweise zu reintegrieren. Das ist sehr bewusst blumig formuliert, aus oben bereits genannten Gründen. In unserer Strategie haben wir dann einen Hauptfokus auf die Arbeitsin-

tegration gelegt. Dabei sehe ich unsere Arbeit nicht als Konkurrenz, sondern als sinnvolle Ergänzung zu den Arbeitsämtern. Staatliche Arbeitsintegration, so wie sie die Arbeitsämter betreiben, ist als Basis sicher sinnvoll, aber darüber hinaus braucht es vielfältige private Initiativen und weniger staatliche Abhängigkeit.

Der zentrale Vorteil des Staates scheint die Koordination zu sein:

egal, wo man sich hinwendet – man wird dann schon zur

sachbearbeitenden Stelle finden. Anders bei den Stiftungen:

aus tausenden Stiftungen die eine zu finden, die einen unterstützt

oder betreut, ist fast unmöglich. Wie kommt man dem bei?

Nun, es gibt Webseiten und Stiftungsverzeichnisse, man findet sich schon. Aber sicher gibt es Verbesserungspotential: Zum Beispiel wäre ein vollständiges, nationales Gemeinnützigkeitsregister, also ein Verzeichnis, das nicht nur gemeinnützige Stiftungen, sondern grundsätzlich alle steuerbefreiten Organisationen auflistet, sehr begrüssenswert. Dieses könnte sich an Vorbilder aus dem angelsächsischen Raum anlehnen. Leider scheint dafür momentan aber der politische Wille noch zu fehlen.

Gibt es eigentlich eine Art gläserne Decke für Stiftungen,

wenn es darum geht, ehemals staatliche Aufgaben privat

zu übernehmen? Oder anders gefragt: wann wird Engagement

plötzlich als «Sozialabbau» geisselet?

Meine Sorge ist, dass es dort, wo sich der Staat aus Spargründen zurückzieht, plötzlich heisst: Toll, wir haben ja so viele private Stiftungen, die können das übernehmen! Es stellen sich dabei aber ganz essenzielle Fragen, die vorher erörtert werden müssen. Was ist die Aufgabe von wem? Was können wir zusammen erreichen und tun? Ich sehe das rasend schnell auf uns zukommen, aber es findet kein öffentlicher Dialog dazu statt. Dabei bin ich nicht der Meinung, dass Stiftungen alles übernehmen können und sollen – der Staat hat einige ganz klare Aufträge wie beispielsweise Verteidigung, Sicherheit, Infrastruktur oder soziale Sicherung, und die sollte er auch erfüllen. Wo aber sein Engagement einen Bereich tangiert oder beschneidet, der auch von Privaten gut bespielt wird, darf er sich wohl zurückziehen – muss das aber mit den ehemals bloss komplementären Leistungserbringern gezielt absprechen, damit diese dann auch im richtigen Moment handlungsfähig sind.

Ein Beispiel bitte?

In Zürich wurde jüngst in einer Pressekonferenz beschieden, dass Sozialhilfebezüger ab 55 nicht mehr in Arbeitsintegrationsprogramme zugewiesen werden. Formuliert wurde das natürlich viel eleganter, aber letztlich geht es um eine sofortige Sparmassnahme, die man nicht als solche deklarieren will. Alle, die sich vorher für solche Programme interessiert haben, stehen jetzt dumm da, weil ihnen niemand mitteilt, dass es gute Arbeitsintegrationsprogramme gibt, die für den Staat kostenneutral sind. Es wäre hier viel besser gewesen, das Sozialamt hätte gesagt, was Arbeitsintegration denn kosten darf, damit die Anbieter auch darauf reagieren können.

Kennen Sie Fälle, in denen neues staatliches Engagement –

umgekehrt – zur Verdrängung zivilgesellschaftlicher

Akteure geführt hat?

Aber natürlich. Wenn Sie einen Staatskalender zur Hand nehmen, sehen Sie, dass besonders im sozialen Bereich viele Aufgaben vom Staat übernommen wurden, die bis vor kurzem noch über Stiftungen gelöst wurden. Noch grössere Sorgen bereitet mir jedoch die Form der staatlichen Steuerung: im Gesundheits- und Sozialbereich übernimmt der Staat zunehmend Steuerungsaufgaben, die die Vielfalt vermindern und die Verwaltungen aufblähen. Der Staat sollte Rahmenbedingungen aufstellen, aber nicht indirekt steuern. Generell ist die Zusammenarbeit zwischen Staat und Privaten unterentwickelt, der Staat hat viel Geld, und es wird noch zu wenig über eine sinnvolle Aufgabenteilung und Zusammenarbeit nachgedacht. Man muss Private und Öffentliche auf allen Ebenen vernetzen und ganz konkret auch Projekte und Organisationen aufzeigen, so dass man sich wechselseitig informieren kann, wer was wie wo macht.

Ist das auch im Interesse der Stiftungen? Es gibt schliesslich

auch solche, die vielleicht gar keine Lust haben,

plötzlich die dreifache Menge an Gesuchen zu bekommen.

Das ist eine Haltungsfrage. Ich glaube, Transparenz, Wirkungsorientierung, Effizienz und mehr Professionalität sind für alle Beteiligten von elementarem Interesse. Die grösste Schwierigkeit im Miteinander von Staat und Zivilgesellschaft liegt wohl in den unterschiedlichen Denkhaltungen der beiden Partner. Stiftungen sind sehr schlank aufgestellt und achten darauf, dass der Overhead klein bleibt und Projekte eigenverantwortlich und unternehmerisch unterwegs sind. Staatliche Stellen sind da oft anders ausgerichtet, sie arbeiten langsamer, sind weniger flexibel und oftmals herrscht eine Verwaltermentalität. Wir haben beispielsweise schon auf Bundes-, aber auch auf städtischer Ebene versucht, in Erfahrung zu bringen, was die Strategie im Integrationsbereich ist und ob wir als Stiftung etwas dazu beitragen können. Leider kam kein richtiger Dialog auf, vielleicht waren auch unsere unternehmerischen Ansätze nicht mit ihren Projekten kompatibel. Ich erlebe es derzeit eher als ein «Aneinandervorbeileben», als dass es ein wirkliches Miteinander wäre. Ich wünschte mir einen Dialog, der auf echtem Interesse basiert, so dass wir anstehende gesellschaftliche Probleme gemeinsam angehen und lösen können.

Kommen wir also konkret auf die von Arcas

geförderten Projekte zurück. Eines davon unterstützt

beispielsweise die Produktion von Apfelsaft – notabene unter

Zuhilfenahme der Arbeitskraft behinderter Menschen.

Wie kamen die Initianten mit Ihnen in Kontakt?

In diesem Falle war es ein Gesuch, das bei uns einging.

Warten Sie also stets auf Bewerbungen,

oder suchen Sie selbst auch unterstützenswerte Engagements?

Nach zehnjähriger Tätigkeit werden uns glücklicherweise immer mehr tolle Projekte zugetragen. Aber ja, natürlich, die ak-

tive Projektsuche ist immer noch Teil meiner täglichen Arbeit. Das bedeutet konkret: Augen aufmachen. Zeitung lesen. Mit Menschen sprechen.

Sie lesen in der Zeitung von einem Projekt, finden das phantastisch, googeln das, rufen an und fragen: «Können wir mal vorbeikommen?»

Ganz genau. Und dann reden wir miteinander.

Und dann fragen Sie: «Brauchen Sie vielleicht 20 000 Franken?»

(lacht) Nein, so geht das nicht. Wir verhandeln, und wenn sich eine Möglichkeit für eine Zusammenarbeit und für ein finanzielles Engagement findet, muss das für beide Seiten passen.

Das klingt, als machten Sie – im unternehmerischen Sinne – auch Vorgaben für Projekte, sofern Sie sie fördern?

Natürlich sagen wir nicht: «Der Laden muss ab jetzt so und so viel Profit abwerfen!» Aber wenn wir ein Projekt beurteilen, schauen wir immer über die Jahre hinaus: ist es ein Geschäftsmodell, das zum Tragen kommt? Wenn nicht: wer übernimmt nach uns? Es gibt Ideen und Projekte, die wirtschaftlich nicht zum Fliegen kommen können und die dennoch wichtig sind. Die sind genauso förderbar wie andere auch. Wir achten genau darauf, ob es etwas ist, das à tout prix gefördert werden soll, weil wir überzeugt sind von der gesellschaftlichen Relevanz. Das gibt's auch. Es gibt aber auch tolle Projekte, die jetzt einen Start brauchen und Hinweise, wie und was es braucht, um zum Laufen zu kommen.

Können Sie das am Beispiel mit dem «Gartengold»-Apfelsaft einmal durchdeklinieren?

Natürlich. Arcas hat das Projekt aufgrund des Gesuches unterstützt: weil die Idee zweier St. Galler Betriebswirtschaftsstudenten – ungenutzte Lebensmittel mit Hilfe von Menschen mit Behinderung in die Wertschöpfungskette bringen – überzeugte. Mit dieser Unterstützung und dem Glauben an die soziale Innovation dieses Projektes konnten die Initianten starten. Danach lag der Fokus auf der Vernetzung: Bald entstand eine Zusammenarbeit zwischen «Gartengold» und der Valida aus St. Gallen. Die Valida versteht sich als Produktions- und Dienstleistungsunternehmen mit sozialer Ausrichtung: Hier finden Menschen mit einer körperlichen, geistigen, psychischen oder mehrfachen Behinderung eine Arbeits- oder Ausbildungsstelle. Als nächstes wurde auch Convivatus, ein Inkubator für unternehmerische Lösungen im sozialen Bereich, auf dieses Projekt aufmerksam. Convivatus hat ein Team mit besonderen Kenntnissen im Getränkemarkt – Distribution, Markenmanagement – für «Gartengold» zusammengestellt, will die Positionierung schärfen und ist daran, ein glaubwürdiges Design und Werbung zu entwickeln. Die Idee: mit «Gartengold» am Konferenztisch und in der Kantine zeigen Unternehmen gesellschaftliches Engagement nach innen und aussen. Diese erfolgreiche Entwicklung war nicht antizipierbar, aber sie kam zustande, weil das Projekt zustande kam – und nun geht es Schritt für Schritt weiter.

Wie beurteilen Sie eigentlich bei einem Projekt den Erfolg?

Wir messen den Erfolg unserer Förderungen auf verschiedenen Ebenen. Dabei berücksichtigen wir soziale und finanzielle Aspekte. Das sogenannte «Impact Measurement» ist ja heute das Gebot der Stunde, für mich aber immer noch ein zweischneidiges Schwert. Auch wir wollen natürlich von unseren grösseren Projektpartnern wissen, welche Outputs, Outcomes und Impacts sie mit ihrem Tun generieren. Entscheidend ist für uns aber ebenso, welche Menschen ein Projekt lancieren, mit welcher Werthaltung sie arbeiten, wie sie ihre Mitarbeiter motivieren und welche Ziele sie verfolgen. Ich gehe also zu dem Betrieb und schaue mir an, wie sie die Gelder und das mitgegebene Know-how investiert haben – und wie viele Leute hier wieder einer geregelten Arbeit nachgehen. Das sind oft sehr emotionale Momente. Wenn diese Menschen eingebunden und zufrieden sind, verbuche ich unser Engagement als Erfolg.

Kommen wir zum Schluss: Glauben Sie, man kann mehr systemische Anreize für zivilgesellschaftliches Engagement in der Freizeit schaffen? Was halten Sie von Volunteer- oder Sozialtagen von Unternehmungen?

Gute Frage. Grundsätzlich finde ich aber, die Motivation für ein solches Engagement muss intrinsisch sein, nicht extrinsisch. Ich würde mich als Arbeitgeber schon fragen, was einer macht, der ständig Sozialtage einzieht.

Es müsste natürlich Nachweise geben.

Natürlich. Sie fragen aber gleichzeitig: Inwiefern kann man Menschen dazu verknurren, engagiert zu sein, oder?

Auf diese Frage läuft es hinaus.

Da mache ich ein grosses Fragezeichen. Firmen springen generell vermehrt auf Community-Days- oder Corporate-Social-Responsibility- oder Whatever-Hypes auf. Das ist sicherlich auch gut. Nur, wie gesagt: es gilt der Vorbehalt, dass sich die Chefs auch persönlich engagieren sollen. Dann animiert das die Belegschaft zur Nachahmung. Es kann nämlich erfüllend sein, wenn man sich engagiert. Selbst wenn ich in einer Sache am Schluss verliere oder scheitere, das Gefühl, dass ich getan habe, was mir möglich war, erfüllt mich mit Gelassenheit. Wer sich engagiert, nimmt sich auch nicht mehr so ernst und so wichtig, denn er oder sie ist ein Teil eines grösseren Ganzen. Und das hat durchaus etwas Tröstliches. <

4 Ziviles Engagement in der Schweiz

Wer tut was wie freiwillig? Eine Bestandaufnahme.

von Markus Freitag

Mit ihrem freiwilligen Engagement investieren Bürgerinnen und Bürger aus freien Stücken und weitgehend unbezahlt Zeit, Geld und Energie, um Dinge in Bewegung zu bringen, sich für andere Menschen und Organisationen einzusetzen und einen Beitrag zum Gemeinwohl zu leisten.¹ Dabei erstreckt sich das Spektrum möglicher Formen von Freiwilligentätigkeit vom Engagement in Sport-, Hobby- und Freizeitvereinen, unentgeltlicher Arbeit im sozialen, gesundheitlichen oder kulturellen Bereich über die freiwillige Übernahme politischer Ämter bis hin zur gegenseitigen Hilfe unter Nachbarn. Diese Vielfalt an Tätigkeiten macht deutlich, dass freiwilliges Engagement aus der Gesellschaft nur schwerlich wegzudenken wäre, ohne gleichzeitig einen schmerzlichen Verlust an Formenreichtum und vor allem an Qualität des öffentlichen Lebens in Kauf zu nehmen. Es ist zweifellos ein kostbares Gut der Zivilgesellschaft, das weite Teile des öffentlichen Lebens überhaupt erst ermöglicht – und letzteres in vielerlei Hinsicht erst richtig lebenswert macht. Entsprechend wird freiwilliges Engagement auch oft als «sozialer Kitt» bezeichnet, der die Gesellschaft zusammenhält.

Wo engagiert man sich?

Mit Blick auf die jüngste Erhebung des Freiwilligen-Monitors ist im Jahr 2014 rund ein Viertel der Schweizer Wohnbevölkerung über 15 Jahren rund vier Stunden wöchentlich innerhalb von Vereins- und Organisationsstrukturen freiwillig engagiert. Jeder Zehnte ist ehrenamtlich freiwillig tätig. Diese Personen wurden in ihrer Organisation in ein Amt gewählt, weshalb ihr Engagement typischerweise durch einen höheren Verpflichtungsgrad gekennzeichnet ist. Die Rate informell Freiwilliger ausserhalb dieser institutionalisierten Organisationsstrukturen ist sehr viel höher. So waren im Jahr 2014 circa 38 Prozent der Schweizer Wohnbevölkerung über 15 Jahren informell, also ausserhalb von Vereinen und Organisationen, freiwillig tätig. Dabei umfasst informell freiwilliges Engagement überwiegend persönliche Hilfeleistungen für Freunde und Bekannte: Rund drei Viertel der informell Freiwilligen gehen im Rahmen ihres Engagements anderen Menschen zur

Markus Freitag

ist Ordinarius und Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bern.

Hand oder bieten Pflege- und Betreuungsleistungen an. Weitere Hochrechnungen auf die über 15jährige Schweizer Wohnbevölkerung (auf Basis des Freiwilligen-Monitors) lassen für das Jahr 2014 erkennen, dass rund 700 Millionen Stunden an unbezahlten Tätigkeiten geleistet wurden. Legt man pro Stunde 50 Franken als «Honorar» zugrunde, beläuft sich die geleistete Freiwilligenarbeit auf einen «monetären» Wert von gut 35 Milliarden Schweizer Franken. Oder anders ausgedrückt: das wären 5,5 Prozent des gesamten Bruttoinlandsprodukts und entspräche in etwa den Investitionen der öffentlichen Hand in das Bildungswesen. Das sichert der Schweiz im internationalen Vergleich denn auch eine Spitzenposition im Bereich des freiwilligen Engagements. Europaweit engagieren sich nur noch Bewohner der Niederlande stärker freiwillig in Vereinen und Organisationen.

Warum engagiert man sich?

Erklärungsansätze für das ausgeprägte zivile Engagement der Schweizerinnen und Schweizer finden sich in der hiesigen Kultur und den spezifischen gesellschaftlichen und politischen Traditionen. So ist etwa das vor allem im deutschsprachigen Teil der Schweiz stark ausgeprägte Subsidiaritätsprinzip – die Vorstellung, dass kollektive Probleme möglichst auf derjenigen gesellschaftlichen Ebene gelöst werden sollen, auf der sie auch anfallen (und der Staat erst eingreift, wenn gesellschaftliche Kräfte versagen) – ein kultureller Grundpfeiler der Selbstorganisation zivilgesellschaftlicher Gruppen und nicht-staatlicher Problemlösung durch Freiwilligentätigkeit. Seinen politisch-institutionellen Ausdruck findet dieses Prinzip auch im Schweizer Föderalismus, der die Entwicklung von freiwilligen Organisationen und Interessenvereinigungen auf allen Ebenen des politischen Systems – national, kantonale und lokal

– fördert. Auch stellen spezifisch schweizerische Institutionen (etwa das praktizierte Milizsystem oder direktdemokratische Verfahren im Rahmen der Schweizer Politik) hohe Anforderungen an die Partizipationsbereitschaft und Gemeinwohlorientierung der Bürgerinnen und Bürger. Auf diese Weise ist die Schweizer Bevölkerung quasi «natürlicherweise» an die aktive öffentliche Teilhabe oder die Übernahme von Ämtern gewöhnt – und für den Dienst am Gemeinwohl geschult.

Beim freiwilligen Engagement handelt es sich also nicht bloss um eine flüchtige Modeerscheinung, auch nicht um eine spezifisch schweizerische. Bereits in den Stadtgesellschaften der griechischen Antike wurde dem männlichen Bürger zugetragen, sich für das Gemeinwesen und dessen Wohl zu engagieren und in den einberufenen Versammlungen über die Belange der Stadt zu diskutieren: «Wer an den Dingen der Stadt keinen Anteil nimmt, ist kein stiller, sondern ein schlechter Bürger», urteilte deshalb der Athener Perikles etwa 500 vor Christus. Eine Person, die solchen Versammlungen fernblieb und sich dem öffentlichen Leben des Gemeinwesens generell verweigerte, bezeichnete man als *idiôtes*, sprich: Privatmensch².

Drei grosse Trends

Das auch nach 2500 Jahren ungebrochene Interesse am freiwilligen Engagement ist vornehmlich den tiefgreifenden politischen, sozialen und ökonomischen Wandlungsprozessen sowie den damit verbundenen Herausforderungen vergangener wie gegenwärtiger Gesellschaften geschuldet. Was verstehen wir darunter? Gegenwärtig sind drei grosse Trends abseh- bzw. bereits sichtbar: Individualisierung, Wertewandel und Globalisierung führen die zentralen Institutionen von Staat, Demokratie und Markt zunehmend an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit und fordern die Notwendigkeit neuer Problemlösungs- und Bewältigungsstrategien ein. Vor diesem Hintergrund richten sich die Hoffnungen und Erwartungen vermehrt an die Bereitschaft und Fähigkeit der Bürgerinnen und Bürger, selbst tätig zu werden und sich den anstehenden Herausforderungen gemeinsam zu stellen. Dabei wird die Rolle des zivilgesellschaftlichen Engagements zur Deckung wohlfahrtsstaatlicher Versorgungslücken ebenso diskutiert wie auf die Rolle von Freiwilligenorganisationen bei der Überwindung demokratischer Legitimationsdefizite hingewiesen. Vereine und Freiwilligenorganisationen gelten als wichtige «Schulen der Demokratie», die Tugenden wie Solidarität, Kompromissbereitschaft und Toleranz, aber auch bürgerliche Fähigkeiten (wie den Einsatz für das Gemeinwohl bei ihren Mitgliedern) fördern und einüben. Letzteres scheint gerade für die Milizdemokratie der Schweiz von wesentlicher Bedeutung, gilt doch die unbezahlte und freiwillige Übernahme politischer Ämter und Mandate als bedeutendes Element des öffentlichen Lebens.

Allerdings: Freiwilligen- und Milizarbeit sind nicht identisch. Während bei freiwilligem Engagement der Aspekt der unbezahlten freiwilligen Tätigkeit im Zentrum steht, stellen bei der Milizarbeit die Bürgerinnen und Bürger nebenberuflich ihre Fähigkeiten und Ressourcen aus dem Zivilleben zur Bewältigung öffentlicher Aufgaben zur Verfügung. Milizarbeit ist nicht zwingend freiwillig – und auch nicht zwingend unbezahlt (wie bei der Schweizer Milizarmee oder entschädigten Arbeiten im nationalen Parlament).

Wer engagiert sich?

Im allgemeinen ist ein freiwilliges Engagement in der Schweiz eher bei Hochgebildeten, im mittleren Alterssegment, bei Personen mit schulpflichtigen Kindern, in der Deutschschweiz und auf dem Land üblich. Eine Einbindung im Familien- und Freundeskreis oder im beruflichen Umfeld macht diesen unbezahlten Dienst überdies wahrscheinlicher. Zu bemerken ist auch, dass Freiwilligenarbeit eher von aktiven, geselligen und freundlichen Menschen mit hoher Belastbarkeit und Stressresistenz geleistet wird. Die persönlichen Beweggründe für freiwilliges Engagement bestehen häufig aus einer Mischung von altruistischen und stärker selbstbezogenen Beweggründen: Während bei der unbezahlten Tätigkeit in Vereinen und Organisationen dem selbstbezogenen Aspekt der Weiterentwicklung und der Freude an gemeinsam erbrachten Leistungen ein hoher Stellenwert zukommt, ist das informelle freiwillige Engagement ausserhalb solcher Organisationsstrukturen (in der Nachbarschaft oder im Freundes- und Kollegenkreis) vom persönlichen Hilfecharakter sowie der Pflege sozialer Beziehungen geprägt. Generell sehen die Freiwilligen in finanziellen Anreizen – entgegen einer stärker werdenden landläufigen Annahme – keine Schlüsselgrösse einer möglichen Mobilisierung. Wichtiger scheint ihnen die Anerkennung der geleisteten Arbeit, sei es vonseiten der Organisationen oder auch durch den Staat und die Öffentlichkeit.

Die Verteilung

In der Schweiz existiert eine Vielzahl von Vereinen und Organisationen, in denen die Zivilgesellschaft ihr institutionalisiertes Miteinander pflegen kann (siehe Abbildung 1, gegenüberliegende Seite). Mit 30 Prozent der Wohnbevölkerung zählen Sportvereine klar die meisten Mitglieder. An zweiter Stelle folgen kirchliche Organisationen und Interessenverbände (je rund 20 Prozent). Betrachtet man lediglich jene Mitglieder, die tatsächlich aktiv am Vereinsleben teilnehmen, beteiligt sich die Wohnbevölkerung am häufigsten in Sportvereinen (26 Prozent), gefolgt von Spiel-, Hobby- und Freizeitvereinen (15 Prozent) sowie kirchlichen Organisationen (12 Prozent). Auch Freiwilligenarbeit als unbezahlte Tätigkeit in Vereinsstrukturen wird besonders oft in Sportvereinen ausgeführt (12 Prozent), am zweithäufigsten in Spiel-, Hobby- und Freizeitvereinen (8 Prozent).

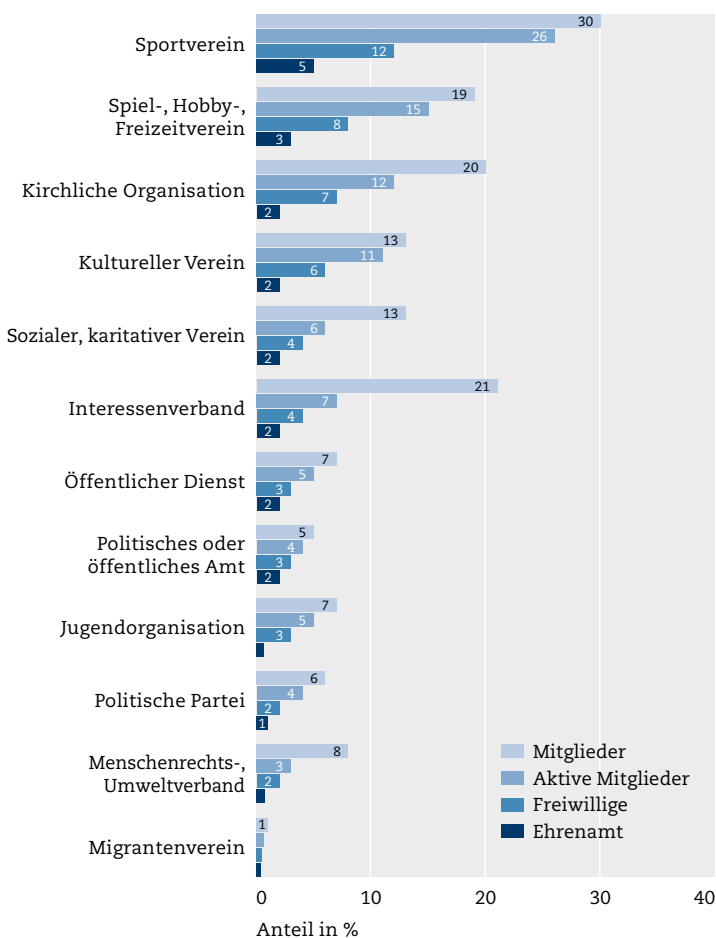
Das gleiche Muster zeigt sich bei der Ausübung eines Ehrenamts, in das man gewählt wird: Ein solch verpflichtendes Engagement wird am ehesten in einem Sportverein (5 Prozent) oder einem Spiel-, Hobby- und Freizeitverein (3 Prozent) übernommen.

Neben realweltlicher Freiwilligkeit eröffnet das Internet zunehmend zahlreiche Opportunitäten von Onlineaktivitäten, bei denen – ohne eine unmittelbare monetäre Gegenleistung zu erhalten – Zeit oder Geld aufgewendet wird, um einer anderen Person, einer Gruppe oder Organisation zu nutzen. Gemäss Freiwilligen-Monitor engagiert sich ein Viertel der Schweizer Wohnbevölkerung auf mindestens eine Art online freiwillig. Freiwilligkeit im Internet ist damit ähnlich verbreitet wie die institutionalisierte Freiwilligkeit und ein zunehmend relevantes Phänomen, das in der Schweiz bereits jetzt eine beachtliche gesellschaftliche Reichweite hat. Die häufigste Form von Freiwilligkeit im Internet betrifft das Gründen und Moderieren von Facebook-Gruppen (8 Prozent) (siehe Abbildung 2). Zweck und Ziel solcher Facebook-Gruppen sind so vielfältig wie bei real-

weltlichen Zusammenschlüssen in Vereinen oder Organisationen: sie reichen vom primären sozialen Austausch über das Treffen von Gleichgesinnten bis hin zur Bereitstellung von Informationen, Material, Dienstleistungen oder Infrastruktur. Ein Beispiel dafür sind die zahlreichen Mütter-Facebook-Gruppen, die häufig auch als virtuelle Tauschbörsen für Baby- und Kinderkleider fungieren. An zweiter Stelle folgen mit knapp 8 Prozent jene Befragten, die bereits einmal unentgeltlich oder gegen eine geringe Aufwandsentschädigung die Homepage eines Vereins oder einer Organisation erstellt oder bewirtschaftet haben. 6 Prozent geben an, bereits einmal einen informativen Forenbeitrag oder Blog verfasst zu haben. Jeder zwanzigste Schweizer hat bereits einmal eine Beratung oder Expertise über das Internet angeboten oder ein Informationsdokument verfasst, das online verbreitet wurde.

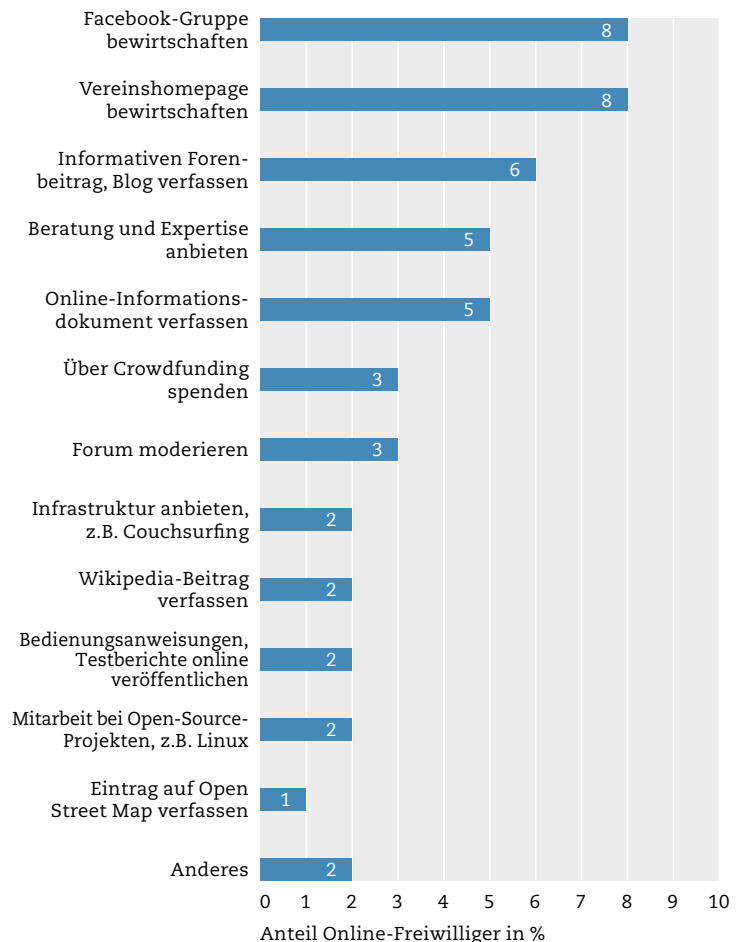
Neben diesem heiteren Bild der Zivilgesellschaft lassen sich in diachroner Perspektive durchaus auch ernsthafte Anzeichen eines Niedergangs der Schweizer Zivilgesellschaft

Abbildung 1 Das zivile Engagement in Vereinen und Organisationen nach Vereinstypen, 2014



Quelle: Freiwilligen-Monitor Schweiz; eigene Berechnungen.

Abbildung 2 Freiwilliges Engagement im Internet nach Tätigkeitsbereich, 2014



Quelle: Freiwilligen-Monitor Schweiz; eigene Berechnungen.

erkennen: Während Mitte der 1970er Jahre noch ungefähr 96 Prozent der Befragten angaben, in einem Verein Mitglied zu sein, bekennen sich heute nur noch zwischen 60 und 70 Prozent dazu. Darüber hinaus lässt sich über alle Vereinsarten hinweg eine Untervertretung jüngerer Generationen nachweisen: Bestand in den 1970ern unter allen Vereinsmitgliedern noch rund die Hälfte aus den Reihen der 20- bis 39-Jährigen, hat sich der Anteil dieser Alterskohorte heute halbiert. Diese Zahlen können als ein alarmierendes Signal hinsichtlich künftiger Entwicklungen im Vereinssektor gedeutet werden, denn: «Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.»

Zudem verrät ein Blick auf die Entwicklung der freiwilligen Arbeit, dass sich das Reservoir an freiwillig Tätigen in Vereinen seit Ende der 1990er Jahre tendenziell eher verkleinert (siehe Abbildung 3). Nach Tätigkeitsbereichen differenzierte Zahlen der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE) legen offen, dass dieser Schwund insbesondere und mit grosser Wucht die Milizdemokratie erfasst. Von allen Bereichen der institutionalisierten Freiwilligkeit sind die Rückgänge in den politischen Tätigkeiten und den Führungsaufgaben am stärksten ausgeprägt. Das landauf, landab hörbare Wehklagen über die abnehmende Bereitschaft zur Übernahme politischer Ämter spiegelt sich in den Umfragedaten zweifelsfrei wider.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Es findet sich zunehmend Sand im zivilgesellschaftlichen Getriebe der Schweiz, der «soziale Kitt» droht an einigen Stellen porös zu werden. Risse tun sich vor allem dort auf, wo das spassige Miteinander auch soziale Verpflichtungen und gemeinwohlorientierte Verbindlichkeiten einfordert. Das beste Beispiel ist das darbende Milizwesen (siehe Tabelle 1).

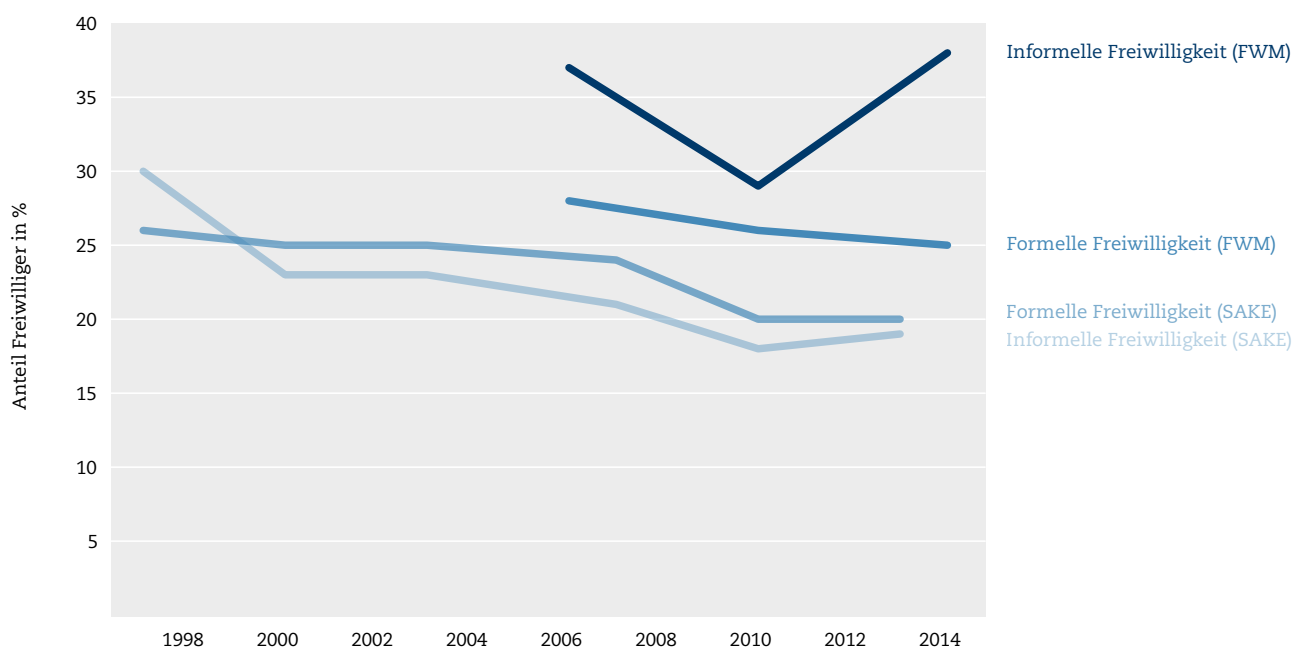
Ausblick

Was also tun, um dem schrumpfenden zivilgesellschaftlichen Engagement entgegenzutreten? In diesem Zuge ist abschliessend auf drei Stimulanzen hinzuweisen, die verschiedene Bausteine der Zivilgesellschaft stärken können: die Bildungspolitik, das Agieren der Elite sowie die direkte Demokratie.

1. Bildung

Wir wissen zunächst aus zahlreichen Forschungen, dass vor allem der Bildungsstand einer Person von eminenter Bedeutung ist, wenn es um das Engagement für Vereine und das Gemeinwesen geht. Bildung fördert allgemein das Bewusstsein für die gesellschaftliche und persönliche Bedeutung des öffentlichen Engagements. Darüber hinaus werden nicht selten insbesondere Hochgebildete von ihrem Umfeld auch zur Übernahme

Abbildung 3 Entwicklung freiwilliger Tätigkeit (1997–2013)



Quelle: Freiwilligen-Monitor Schweiz (FWM) und Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE); eigene Berechnungen.

von Leitungsfunktionen innerhalb dieser Strukturen angefragt. Mit anderen Worten: will man die Zivilgesellschaft nachhaltig stärken, bedarf es keines Nachlassens in der Bildungspolitik. Humankapital fördert Sozialkapital und benötigt besondere Pflege vonseiten der politischen Entscheidungsträger auf jeder Ebene (von vorschulischen Einrichtungen über Überlegungen zur Tagesschule bis hin zur universitären Ausbildung). Die Förderung von Lehrpläneinheiten zur politischen Bildung auf allen Stufen kann zudem weiterhelfen, das Interesse am Gemeinwesen anzuregen und den Wert der Demokratie an sich zu vermitteln. Was den Befürwortern einer leistungsstarken Schweiz in einer globalisierten Welt mit Frühenglisch recht ist, darf den Anhängern der Schweizer Demokratie und ihres Milizwesens mit der frühen Vermittlung politischer Tugenden und Grundeinsichten nicht billig sein.

2. Elite

Die nächste Weichenstellung betrifft die Elite des Landes und deren Verantwortungs- und Vorbildfunktion. Dies in zweierlei Hinsicht: zum einen gilt die unbezahlte und freiwillige Übernahme politischer Ämter und Mandate in der Schweiz unbestritten als wichtiges Element eines Milizsystems, das das öffentliche Leben der Schweiz strukturiert. Allerdings krankt

dieses System zunehmend an fehlenden Akteuren. Mitunter wird deshalb von der Elite des Landes ein stärkeres Engagement im Milizsystem statt auf dem Golfplatz gefordert, nicht zuletzt um die Kompetenz der Führungskräfte für das Schweizer Gemeinwohl zu nutzen. Nebenbei schafft die Übernahme sozialer Verantwortung eine wichtige Voraussetzung einer nötigen Bodenhaftung der Elite. Zum anderen sollten die politischen Entscheidungsträger den drohenden möglichen und teilweise herbeigesehnten Abschied von der Konsenskultur vertagen. Unsere Untersuchungen zeigen, dass je konsensorientierter sich das politische Umfeld zeigt, desto eher sieht der Bürger ein, dass «jemandem zu helfen die beste Methode ist, um sicherzustellen, dass man in Zukunft selbst Hilfe bekommt». Konsenskulturen schaffen ein Umfeld der Erwartungssicherheit, das dem Bürger die Gewissheit gibt, dass auf eigenes Tun zu einem späteren Zeitpunkt auch der Dank folgt. Dies lässt im Umkehrschluss aber auch erahnen, dass ständig polarisierende politische Eliten die gesellschaftlich bislang stark verankerten Normen der Gegenseitigkeit zunehmend aushöhlen.

3. Direkte Demokratie

Sofern schliesslich die politischen Rahmenbedingungen Anreize zur Teilhabe am politischen Prozess bieten, werden die Individuen eines Gemeinwesens ihre Interessen in Vereinen und Vereinigungen bündeln, um ihre Ansprüche besser durchsetzen zu können. Die direkte Demokratie bietet eine zentrale Stellschraube zur Förderung der Zivilgesellschaft: Direktdemokratische Mitspracherechte schaffen für den einzelnen wie für soziale Gruppen Zugänge zu politischen Entscheidungsprozessen. Weil die Durchsetzung politischer Ziele mit der Bündelung einzelner Interessen wahrscheinlicher wird, sollten Individuen in direktdemokratischen Gemeinwesen eher an zivilgesellschaftlichen Vereinigungen teilhaben als in Kontexten mit nur eingeschränkten Möglichkeiten der Volksmitsprache. Damit manifestieren sich in den Volksrechten günstige Gelegenheitsstrukturen zivilgesellschaftlichen Engagements, da sie die Möglichkeit der persönlichen wie kollektiven Zielerreichung erhöhen und darüber hinaus die Deliberation und Kommunikation zwischen den Bürgern begünstigen. Eine Perspektive, die die immer wieder aufkommenden Diskussionen um den grundsätzlichen Wert der direkten Demokratie und ihre Zugangsbarrieren um neue Argumente und Sichtweisen bereichern könnte, denn: Wer die Volksrechte beschneidet, der sägt am Ast der Zivilgesellschaft. ◀

Tabelle 1 Entwicklung freiwilliger Tätigkeiten nach Bereichen (1997–2013)

Organisationstyp	Ausübung allgemeiner Tätigkeiten (Veränderung zwischen 1997 und 2013 in %)	Ausübung von Führungsaufgaben (Veränderung zwischen 1997 und 2013 in %)
Sportverein	-13	-14
Öffentlicher Dienst	-19	-24
Kirchliche Institution	-13	-27
Sozial-karitative Institution	-24	-25
Kultureller Verein	-24	-31
Interessenverband	-24	-41
Politische Partei	-45	-52
Politisches oder öffentliches Amt	-62	-64

Anmerkungen: Der Vergleich im angezeigten Zeitraum könnte durch den vollzogenen Systemwechsel bei der SAKE hinsichtlich des Erhebungszeitraums ab 2010 eingeschränkt sein. Die Werte für die Sportvereine, kulturellen Vereine und Interessenverbände beziehen sich auf den Zeitraum zwischen 2000 und 2013.

Quelle: Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE); eigene Berechnungen.

¹ Dieser Beitrag beruht im wesentlichen auf den Erkenntnissen des im Frühjahr 2016 im Seismo-Verlag erscheinenden Freiwilligen-Monitors Schweiz, welcher von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG) und in Zusammenarbeit mit dem Migros-Kulturprozent sowie beraten durch das Bundesamt für Statistik initiiert wurde. Die wissenschaftliche Durchführung obliegt einem Forscherteam um Prof. Dr. Markus Freitag des Instituts für Politikwissenschaft der Universität Bern.

² Der uns geläufige «Idiot» leitet sich zwar vom *idiōtes* ab, ursprünglich war letzterer aber nicht negativ konnotiert.

5 Zivilgesellschaftliches Tagwerk

Es ist die Zivilgesellschaft, die die Schweiz zusammenhält.
Ohne Freiwilligenarbeit funktioniert sie nicht.
Wir haben Engagierte einen Tag lang begleitet.

von Florian Oegerli, Gregor Szyndler und Michael Wiederstein

7.30 Uhr, Bern. Der Sommer lastet drückend auf der Bundesstadt. Auf dem Weg ins Büro kauft sich Aurélia Buchs eine Cola Zero. Seit August 2014 ist sie Bereichsleiterin Jugendparlamente (Jupa) beim Dachverband Schweizer Jugendparlamente (DSJ). Was der DSJ macht? Die Antwort geben Rasta-Doris, Gangsta-Ueli und Hipster-Didi aus der Werbekampagne von Ruf Lanz: der DSJ macht Jupa und Jugend in der Politik sichtbar. Unter den 13- bis 25jährigen Mitgliedern der sechzig Schweizer Jugendparlamente sind junge Menschen unterschiedlichster Nationalitäten und Bildungshintergründe vertreten. Im Gegensatz zur Werbekampagne, die gestandene Politiker per Photoshop zum Nachwuchs verjüngte, ist es Aurélias Aufgabe, ebendiesen in der echten Welt zu finden. Heute startet sie früh, um sich, wenn noch Ruhe ist im lebhaften Büro, der Abschlussredaktion verschiedener DSJ-Informationsschüren zu widmen.

Danach coacht sie Robert, den Präsidenten eines Jupa, am Telefon. Sein Problem: die von ihm mitorganisierte kantonale Jugendsession naht, es sind aber nur ganz wenige Anmeldungen reingekommen. «Sollen wir absagen?», fragt Robert, «es kommt doch eh fast keiner.» – Sein OK-Kollege und er haben zu wenig Werbung gemacht. Jetzt will Roberts Kollege aufgeben, Robert aber nicht. Aurélia beruhigt beide: «Ihr habt nichts falsch gemacht. Ihr müsst durchhalten. Wer an eure Veranstaltung kommt, soll Lust auf eine Beteiligung beim Jupa bekommen.» Robert gewinnt Zuversicht und freut sich, dass Aurélia die Veranstaltungswerbung auch auf den Kanälen des DSJ platziert.

9.30 Uhr, Zürich Albisrieden

Es herrscht Wohnzimmeridylle im Bachwiesenpark im Kreis 9: Ledercouches und ein Salontisch bilden ein Carré. Ein offener Bücherschrank lädt zum Hineingreifen ein. Dazwischen arbeiten Martina, Caroline und Ute am Feinschliff ihres Standes. Es bleibt eine halbe Stunde bis zur Eröffnung ihrer Quartierfest-Präsenz, mit der sie über ihren Verein «hochneun» informieren wollen. «Albisrieden hat sich in den letzten Jahren stark verändert», sagt Martina. «Aus einem Arbeiter- und Industrieareal am Rand der Stadt wurde ein Wohnquartier, das ständig Zuzüger im besten

Florian Oegerli

ist redaktioneller Mitarbeiter des «Schweizer Monats». Er lebt in Basel.

Gregor Szyndler

ist Volontär des «Schweizer Monats». Er lebt in Basel.

Michael Wiederstein

ist leitender Kulturredaktor des «Schweizer Monats» und des «Literarischen Monats». Er lebt bei Zürich.

Alter verzeichnet.» Der Verein «hochneun» vernetzt diese Menschen, um gemeinsam die urban-ökologische Entwicklung des Quartiers voranzutreiben.

Martina trägt einen Karton aus dem Gebäude des Gemeinschaftszentrums. «Das Schild für die Lesung fehlt noch...», sagt sie im Vorübergehen. Dann setzt sie sich auf den Kies, zückt einen Filzstift und schreibt: «10.30 Uhr: Lesung mit Schriftsteller Ralf Schlatter.» Ralf, der selbst Mitglied bei «hochneun» ist, schaut ihr von der Couch aus zu. Er grinst und studiert die Bücher im Schrank. Aus ihnen soll er zufällig einige auswählen, um dann aus den literarischen Versatzstücken eine grosse, möglichst skurril-eigene Geschichte zu machen. «Hier sind zwar viele gute Bücher», sagt er. «Viele allerdings sind englisch. Soll ich Englisch lesen?» Martina, Ute und Caroline schauen einander an. Sie haben zwar seit dem Bestehen von «hochneun» bereits einige erfolgreiche Quartieranlässe durchgeführt – vom Kleidertausch über einen Vortrag zur pestizidfreien Gemeinde bis zu einer mobilen sommerlichen Wohnwagen-Bar. Trotzdem kommen sie vor dieser Lesung ins Schwitzen! Ute zückt ihr Handy und organisiert eine Freundin, die schon bald mit einem ganzen Sack Bücher erscheint. Aufatmen – nicht nur bei den Organisatorinnen, sondern auch beim mittlerweile zahlreich anwesenden Publikum.

10.07 Uhr, Vals

Als das Postauto nach St. Martin aus dem Tunnel kommt, weitet sich das Tal. Hier liegt Vals, berühmt für Mineralwasser

und einen (noch) nicht gebauten Turm. Heute lockt Vals nicht wegen des Wassers oder des Turms, sondern wegen eines Stalls. Eines Stalls, der ebenfalls erst noch gebaut werden muss. Die sechsköpfige Familie Baumann ist gemeinsam mit anderen Freiwilligen der Kirchgemeinde Kloten seit Tagen hier. Sie helfen, damit der Stall bis Ende der Woche steht. 28 Mutterkühen soll er Platz bieten. Ihren Einsatz haben die Freiwilligen über die KAB (Koordinationsstelle Arbeitseinsätze im Berggebiet) gefunden, der Partnerin der Berghilfe bei Freiwilligeneinsätzen. Ohne Berghilfe und KAB sähe der Schweizer Alpenraum anders aus: Allein 2014 hat die Berghilfe über 550 Landwirtschaftsprojekte unterstützt. Die öffentliche Hand könnte dafür wohl nicht aufkommen. Die Baumanns fahren deshalb seit mehr als fünf Jahren im Sommer zum Helfen in die Alpen. Unentgeltlich.

«Das Dach ist schon fertig! Die Fassade auch fast!» Der Bauer gerät ins Schwärmen, wenn er berichtet, wie die Freiwilligen geholfen haben. Er zeigt auf eine hohe Treppe, die zu einem Heuboden führt – alles undenkbar ohne Freiwilligenarbeit. Im Hintergrund gurgelt der Valser Rhein, über der Wiese thront mächtig der Piz Tomül. Auch die Kinder der Baumanns zeigen viel Engagement. Fragt man den siebzehnjährigen Lukas, ob es ihm nichts ausmache, seine Ferien für einen Kuhstall in einem Bergtal zu opfern, meint er: «Es macht Spass, zur Abwechslung mit den Händen zu arbeiten und etwas Sinnvolles zu tun.» Das mag nach einer Floskel klingen, doch Lukas meint es ernst – und tritt den Tatbeweis an, eilt weg, um nach Arbeit zu fragen.

10.30 Uhr, Bern

Aurélia trifft sich mit ihrer Mitarbeiterin Laura. Es geht um die in diesem Herbst im Tessin stattfindende Jugendparlamentskonferenz (JPK). Auch dieses Jahr wieder sollen die verschiedenen Jupa zusammenkommen, sich kennenlernen und austauschen. Erneut werden zahlreiche Workshops und Diskussionsrunden angeboten. Momentan fehlen leider noch die Experten und Politiker für diese Diskussionsrunden. 2015 ist es schwierig, Politiker zu finden, die ehrenamtlich an der JPK teilnehmen wollen. Im Oktober, kurz nach den nationalen Wahlen, gönnen sich viele Politiker eine Auszeit – Neugewählte, Wiedergewählte, Abgewählte. Alle. Laura und Aurélia besprechen das Vorgehen und koordinieren sich. Dann bekommt Aurélia eine WhatsApp-Nachricht einer ehemaligen Jupa-Präsidentin. Die möchte sich nun für eine Stelle bewerben und braucht eine Bestätigung ihres Engagements. Derartige Unterlagen stellt der DSJ auf Anfrage aus. Die Selbstlosigkeit eines ehrenamtlichen Engagements und das Eigeninteresse der Jugendlichen, beispielsweise bei der Planung einer beruflichen Karriere, schliessen sich nämlich nicht aus. Immerhin lernt man hier früh und konkret, Verantwortung zu übernehmen, und eignet sich Fähigkeiten an, die auch im

Berufsleben wichtig sind. Aurélia kennt den Übergang zwischen Ehrenamt und Beruf aus eigener Erfahrung. Klar, dass sie nun – trotz Terminstress – behilflich ist.

11.45 Uhr, Zürich Albisrieden

Die Lesung vor dem Gemeinschaftszentrum war ein Erfolg – mitverantwortlich dafür nicht zuletzt das Auftauchen des Romans «Feuchtgebiete» von Charlotte Roche, den Ralf Schlatter aus dem Bücherschrank herauszog: Schlatter musste nur ein paar wenige schlüpfrige Sätze lesen, um manch angestaubter Abenteuergeschichte oder manch behäbigem Krimi das «gewisse Etwas» beizudichten. Nach dieser vom Publikum mit Applaus bedachten Lesung erzählt Martina im kleinen Kreis vom Anfang ihres Vereinsengagements. Sie hat früher bei einer Umweltorganisation Naturschutzkurse für Zivildienstleistende organisiert. Irgendwann hatte sie genug von der Theorie – und verspürte das wachsende Bedürfnis, selber aktiv zu werden. Ihr wurde klar: letztlich sind es die Leute vor Ort, die handeln müssen, damit sich etwas ändert. Am besten ein ganzes Quartier. Ihre erste Idee vor knapp eineinhalb Jahren: eine Beiz als Treffpunkt und Plattform für verschiedenste Veranstaltungen. In Albisrieden, mittendrin, vor ihrer eigenen Haustür. «Zuerst haben mich alle ausgelacht – ‹Jaja, eine Beiz will jeder gern aufmachen!›» Aber Martina blieb dran, machte einen Start-up-Kurs, sondierte mit Umfragen die Bedürfnisse im Quartier. «Auch meiner Nachbarin habe ich davon erzählt – sie meinte sofort, sie wäre selbst gern dabei: heute ist sie Teil unseres Vorstands!» Zu den beiden gesellten sich bald zwei weitere Frauen aus dem Quartier – damit stand das Team. Um alle ihre Ideen angehen zu können, brauchten sie aber ein geeignetes Gefäss. Also gründeten sie Ende 2014 den Verein «hochneun». Kurz darauf kündigte Martina ihren Job, um sich ganz diesem Projekt zu widmen – ihr Mann hält ihr den Rücken frei. «Ich habe mich bewusst entschieden, ein Jahr lang nur für den Verein zu arbeiten.» Sie tut es unentgeltlich, aus Freude an der Sache.

14.00 Uhr, irgendwo im Berner Jura

Aurélia steigt aus dem Postauto und geht zum Gemeindehaus. Wenn eine Gemeinde eigeninitiativ ein Jupa gründen will und deswegen auf den DSJ zukommt, hat das meist einen von drei Gründen: man will die Jugendpartizipation in der Gemeinde stärken, einen Ansprechpartner in Jugendfragen haben – oder es herrscht akuter Mangel an jungen Milizkräften. Mit einem Jupa kann man früh Nachwuchs fürs politische System gewinnen. Zivilgesellschaftliches Engagement ist nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für den einzelnen, der es leistet, bereichernd. Das Schweizer System begünstigt das Ehrenamt, sei es durch Arbeitsmodelle, die Vereinskultur oder den Milizgedanken. Aurélia ist eine feurige Befürworterin der milizpolitischen Kultur. «Man muss sie stärken, indem



Stallbau zu Vals (Photos: Florian Oegerli), Aurélia Buchs in Bern (Photo: zvg.) und der Verein «hochneun» auf dem Quartierfest in Zürich (Photos: Michael Wiederstein).



man die Eigenverantwortung der Jugendlichen fördert», sagt sie auch an dieser Sitzung wieder. «Das ist der Kern meiner täglichen Arbeit.» Die Sitzung läuft gut: die Gemeinde hat sich von Anfang an aktiv um die Einbindung von Jugendlichen bemüht. Das ist nicht immer so. Aurélia hört bei ihrer Arbeit viele Vorbehalte. Etwa, dass Jungparlamentarier nicht repräsentativ für die ganze Jugend seien. Aurélia nervt dieses Argument: auf welcher Ebene des politischen Gemeinwesens engagiert sich denn schon eine grosse Mehrheit aller Berechtigten?

14.00 Uhr, Vals

Familie Baumann steht vor dem Stall und rollt die Netze, die für den Dachbau gebraucht worden sind, zusammen. Sie sind so schwer, dass sich immer mehrere Personen um eines kümmern müssen: Erst breiten die Baumanns die Netze sorgfältig aus, um sich dann an die vier Ecken zu stellen und die Netze präzise zusammenzufalten und zusammenzurollen. Die Angestellten einer Baufirma, die gerade das Gerüst abmontieren, beobachten dieses Treiben. Einer der Gerüstbauer ruft in breitestem Schwäbisch: «Ihr müsschd die weissa Daue, wo in die Nedze gflochda sind, wegnehma!» Also rollen sie alle Netze noch einmal auf. Nach einer halben Stunde liegen sie zusammengerollt und ohne die weissen Seile auf der Wiese. Lukas kehrt in den Stall zurück, wo er stolz berichtet: «4000 Nägel haben wir verbaut. Das sind zwanzig Kilogramm Eisen.» Seine Schwester Franziska steht am Kopfende des Stalls auf einer Aluleiter und hält ein Brett an die Fassadenverschalung. Mit der anderen Hand richtet sie die Nagelpistole aus. Es knallt. Sie zuckt nicht einmal mit der Wimper. Lukas und ein Freund sind nun auch an der Fassade zugange. Sie kauern auf dem Boden und kürzen die zu langen Bretter der Verschalung. Ein Schreiner überwacht, wie sie mit der Wasserwaage hantieren. Dann kürzt er die Bretter mit der Kreissäge. Lukas darf nicht ran, auch wenn er gerne wollte. Zu gefährlich. Unterdessen jagen im Stall zwei Baumann-Töchter mit dem Akkuschrauber Bretter in die Innenwand. Weiter hinten hantiert Vater Baumann, bärtig, Elektriker, mit der Kreissäge. Holzspäne wirbeln durch die Luft. Dann versammeln sich die Freiwilligen zum vorgezogenen Zvieri. Auf einem Tisch locken Alpkäse, Äpfel, Cracker und eine Apfelwähe, die das Kochteam, das ebenfalls aus Freiwilligen besteht, gebacken hat. Die Jüngeren beschwerten sich, dass ihnen bald die Arbeit ausgehe. «Das stimmt nicht. Schliesslich müssen wir auch noch aufräumen», beschwichtigt Lukas. «Und sonst können wir anfangen, die Fenster einzubauen.» Angesichts derart emsigen Treibens drängt sich eine Frage auf: Was hätte der Bauer gemacht, wenn ihm die Kirchgemeinde nicht geholfen hätte? «Dann hätte ich den Stallbau wohl oder übel auf eigene Faust erledigen müssen. Das wäre zwar schon gegangen. Aber ich hätte die Nacht zum Tag machen müssen», sagt er und lacht. «Ich bin froh, dass die KAB so schnell reagiert hat.»

14.05 Uhr, Zürich Albisrieden

Der «hochneun»-Stand ist abgebaut. Trotzdem gibt es noch mehr als genug zu tun. Martinas Pensum liegt zeitweise bei 40 bis 50 Prozent, sie habe aber nicht geplant, daraus eine bezahlte Projektstelle zu machen. Martina hofft, dass nach der Aufbauphase Routine einkehrt und dass sich mehr Ämtchen auf zusätzliche Personen verteilen. «Es hat Mut gebraucht, das alles in die Wege zu leiten, ich habe dabei sehr viel gelernt – es ist fast, wie eine kleine Firma aufzubauen. Mit den Strukturen bei Freiwilligen kämpfen wir aber hin und wieder schon. Nicht alle im Vorstand können sich die Zeit freischaufeln, um für den Verein zu arbeiten. Manchmal heisst es dann: «Ich kann heute leider nicht!» Also muss ich improvisieren. Wie vorhin mit dem Schild für die Lesung.» Den Bücherschrank hat sie wieder an den ursprünglichen Ort gebracht. Ute zog neben ihr die Bücher im Einkaufstrolley hinter sich her – auf dem anderen Arm ihre kleine Tochter. «Ich sehe, dass diese Arbeit bei uns etwas bewegt – und bei den Leuten im Quartier auch. Das ist pure Motivation.»

Später sitzt Martina bei Arlette, der vierten «hochneun»-Vorstandsfrau, um den nächsten Anlass, die alljährliche Moschtete in Albisrieden, zu besprechen. Eine Info-Mail muss heute noch raus – und ausserdem muss der Flyer in den Druck. Was nach wenig Arbeit klingt, dauert meistens länger als geplant. Danach geht sie heim, zurück zu ihren Kindern. Aber Feierabend? Nein. Martina beantwortet E-Mails. «Viele fragen: «Wollt ihr nicht dieses oder jenes im Quartier machen?» Und ich antworte: «Gute Idee, aber mach das doch du – und wir unterstützen dich!» Die Leute aus der Konsumhaltung herauszulocken, sie zu motivieren, selber etwas zu machen, sei eine Herausforderung. Es brauche «Nachmacher» für gute Ideen aus der ganzen Welt, sagt sie. «Aus einzelnen werden dann viele.» Und plötzlich, wenn alles gut läuft, verändert man etwas – wenn schon nicht die ganze, so doch mindestens die eigene Welt.

19.00 Uhr, Bern

Wenn Aurélia Buchs nach Hause kommt, hüpfen andere in die Aare oder fläzen im Park. Sie aber startet Skype, koordiniert mit den Tessiner Helfern die Vorbereitungen der JPK. Freiwilligenarbeit hält sich nicht an Bürozeiten. Die Organisation eines Wochenendes für 170 Jugendliche ist langwierige Knochenarbeit. Aurélia fragt nach Unterkunft, Verpflegung, Organisation von Wanderungen und Disco und nicht zuletzt nach dem Zeitplan der Organisatoren: «Habt ihr im Oktober auch drei Wochen Zeit für die Konferenz? Keinen WK, Ferien oder Prüfungen?» Es ist alles gut; die Organisatoren haben an alles gedacht. Aurélia trennt die Verbindung und ihr Arbeitstag endet. Rasta-Doris und Gangsta-Ueli müssen sich warm anziehen. Denn: Nachwuchs kommt. Organisiert sich. Auch ohne Photoshop. Garantiert. <

6 Rousseau reloaded – Vision eines neuen «Contrat social»

Die Finanzierungslücken in Gemeinden, Kantonen, Bund sowie in anderen Staaten werden mit zahllosen Kostenumlagerungen auszugleichen versucht. Diese Massnahmen erhöhen manchenorts lediglich die Unübersichtlichkeit des Sozialsystems und verdrängen die notwendige Grundsatzdebatte.

von Lukas Niederberger

Seit ihren Anfängen vor über 200 Jahren leistet die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) Nothilfe für Einzelpersonen und Familien. Die Unterstützungsgesuche erhalten wir primär von Sozialfachstellen der Gemeinden. Dabei fällt auf, dass die Sozialämter unter Druck zunehmend versuchen, die Finanzierung von Leistungen, für welche laut Verfassung oder gemäss SKOS-Richtlinien klar Gemeinde, Kantone und der Bund zuständig wären, auf gemeinnützige Stiftungen abzuwälzen. Täglich erhält die SGG von Sozialdiensten aus allen Landesteilen Gesuche für Zahnbehandlungen, Hörgeräte, Weiterbildungen, Mietschulden und Mietkautionen von Sozialhilfebezügern sowie für Sport- und Musikunterricht, Ferienlager und Therapien zugunsten von Kindern.

Ein weiteres Standbein der SGG bildet die Erforschung und Förderung der Freiwilligentätigkeit: Nach wie vor gibt es über 100 000 Sport-, Kultur-, Sozial- und Freizeitvereine, in denen sich Frauen und Männer aus allen Generationen unbezahlt engagieren. Gleichzeitig haben Sportvereine immer mehr Mühe, Jugendtrainer zu finden. Kirchenchöre mutieren zu Ad-hoc-Formationen für einzelne Konzerte. Kampfwahlen für Ämter im Gemeinderat, in der Schul- oder Kirchenpflege gibt es längst nicht mehr. Oder noch prägnanter: Die Generation 60+ geht lieber golfen als Taxis fahren. Und Kleinfamilien sind aufgrund demographischer Entwicklungen und veränderter Geschlechterrollen überfordert mit der Betreuung ihrer Kinder und Eltern.

Beide Phänomene kenne ich aus meinem Berufsalltag, und sie sind Ausdruck eines überforderten Sozialstaats sowie des sinkenden Gemeinsinns in der Bevölkerung. Woran lässt sich das erkennen?

Diagnose

1. Die normgebenden und gesellschaftsbildenden Institutionen wie etwa Kirchen, Parteien und Armee haben an Bedeutung eingebüsst. Und auch die Integrationskraft gesellschaftlicher Grossorganisationen (Arbeitgeberverbände, Gewerkschaften und Parteien) hat stark nachgelassen.
2. Der Sozialstaat ist nicht mehr finanzierbar. Seit Einführung etwa der AHV im Jahr 1948 sind die Ausgaben für die soziale

Lukas Niederberger

ist Geschäftsleiter der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG). Die SGG erforscht und fördert die Freiwilligentätigkeit in der Schweiz und unterstützt gemeinnützige Projekte und armutsbetroffene Personen. Bis 2008 leitete Niederberger als Direktor das Bildungszentrum Lassalle-Haus bei Zug. Als Autor, Kursleiter und Referent thematisiert er persönlichkeitsbildende und gesellschaftliche Fragen. Daneben wirkt er als Berater und Vorstandsmitglied von sozialen Institutionen.

Sicherheit in der Schweiz markant angestiegen. Im Jahr 2012 lagen sie bei 163 Milliarden Franken. Die Sozialausgabenquote stieg von 7,6 Prozent (1950) auf 27,5 Prozent (2012). 2014 rutschte das AHV-Umlageergebnis erstmals in die roten Zahlen¹ – die sozialstaatlich institutionalisierte Solidarität ist an ihre Leistungs- und auch an ihre Legitimationsgrenzen gestossen. Dabei wurde der Wohlfahrtsstaat ungewollt zum Kollaborateur der Individualisierung und Entsolidarisierung der Bevölkerung.

3. Die «Verrechtlichung» des gesellschaftlichen Zusammenlebens (immer mehr Dinge werden mit Gesetzen geregelt, wo an sich der gesunde Menschenverstand genügen sollte; im Kindergarten müssen Eltern deshalb heute 15 Vereinbarungen unterschreiben usw., von ständig neuen Quotenregelungen ganz zu schweigen) hat die Individualisierungstendenz und die Desintegration der Gesellschaft zusätzlich gestärkt.

4. Öffentliches «Bashing» gegenüber den Staatsgewalten ist salonfähig geworden, die Passivbürger machen in ihrem staatsbürgerlichen Privatismus mehr vom Recht auf Shitstorms und Akklamationsverweigerung als vom Wahl- und Stimmrecht Gebrauch; durch Steuerhinterziehung entgeht dem Staat jährlich ein zweistelliger Milliardenbetrag².

5. Das Vertrauen in die wirtschaftliche Elite und in die positiven Kräfte des Marktes wurde – nicht erst durch die letzte Finanzkrise und manch leistungsfreie astronomische Managerlöhne – erschüttert.

6. Die Globalisierung führte zu einer Wirtschaft, die sich nicht mehr an nationalen Grenzen orientiert. Macht und Einfluss einzelner Staaten sind gegenüber der weltweit vernetzten Wirtschaft gesunken. Das Konzept Nationalstaat hat – durch die stär-

kere globale Vernetzung per Internet vor allem bei der jüngeren Generation – den Charakter der Solidargemeinschaft verloren.

7. Milizämter in Gemeindebehörden sind immer schwerer zu besetzen. Und viele staatstragende Organisationen und Vereine beklagen einen Mitgliederschwund.

8. Die Zivilgesellschaft (NGOs, Vereine, Stiftungen) arbeitet manchenorts professioneller, effizienter und effektiver als Politik und Verwaltung.

9. Bürgerinnen und Bürger stossen in der Bewältigung des Privatbereichs (Familie, Haushalt, Care-Arbeit von Angehörigen und Nahestehenden) immer mehr an ihre Grenzen.

Statt nach den tieferen Ursachen dieser Phänomene und Symptome zu suchen, schieben sich die gesellschaftlichen Akteure gegenseitig den «Schwarzen Peter» für die Entsolidarisierung der Gesellschaft und für den Zerfall des Gemeinsinns zu. Vor allem die Wirtschaft wird nicht müde, einen schlankeren Staat und mehr Eigenverantwortung der Bürgerinnen und Bürger zu fordern. Ein Sieger dieses Spiels ist nicht in Sicht, wohl aber gibt es mehrere Verlierer. Die Notwendigkeit einer gerechten Lastenverteilung in der Gesellschaft ist gewachsen, auch wenn ein breites Bewusstsein dafür noch weitgehend fehlt.

Ursachen

In der Tagespolitik und in der Schulmedizin schreitet man normalerweise von der Diagnose eines komplexen Symptoms oder Phänomens direkt zu einer einfachen und klaren, raschen und möglichst kostengünstigen Problemlösung. Die Ärztin verschreibt Tabletten, zückt das Skalpell oder empfiehlt eine Therapie. Und Politiker versuchen soziale und kulturelle Missstände mit Gesetzen, Vorschriften und Verboten zu lösen. Eine effektive und nachhaltige Heilung von Symptomen ist aber weder auf der individuellen noch auf der kollektiven Ebene auf dem direkten Weg von der komplexen Anamnese zu den einfachen Lösungen möglich. Kommt hinzu, dass vierjährige Wahlperioden in der Politik, Bonisysteme in Unternehmen und Leistungsverrechnungssysteme in öffentlichen Institutionen naturgemäss nicht auf Langfristigkeit- und Beständigkeit hin ausgerichtet sind. Die oben genannten Symptome des sinkenden Gemeinsinns und der wachsenden Desintegration der Gesellschaft aber sind die Folgen einer langen Entwicklung. Und die Ursachen dieser Symptome müssen nicht zwingend negativ sein.

Dass beispielsweise die traditionellen normgebenden und gesellschaftsbindenden Institutionen, zu denen die Kirchen, die Parteien und die Armee zählen, an Bedeutung verloren haben und kaum mehr fähig sind, den Gemeinsinn zu fördern, hängt mit zahlreichen internen und externen Faktoren zusammen. Die Institutionen haben im Lauf der Zeit ihre Unschuld verloren, sind entzaubert worden und werden immer kritischer beobachtet und beurteilt von einer Öffentlichkeit, die sich mehr an demokratischen als an patriarchalen Strukturen

orientiert. Es ist ein Erfolg der Aufklärung, dass dem persönlichen Gewissen und der individuellen Entscheidung heute mehr Gewicht beigemessen wird als einem kollektiven Wertekanon, auch wenn dabei die Gefahr besteht, dass sich der Individualismus in privatem Hedonismus erschöpft.

Lösungen

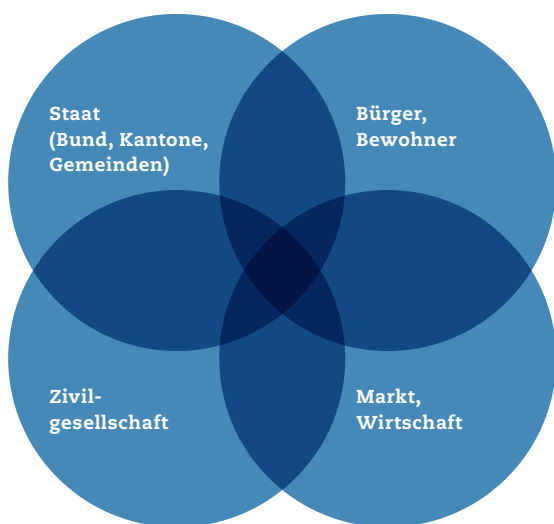
Die Zukunft einer Gesellschaft mit Gemeinsinn ist möglich, wenn ein funktionierender Staat ein würdiges und gerechtes Zusammenleben der Individuen und Gruppen ermöglicht und fördert – und wenn die Menschen und Gruppen durch soziales und solidarisches Verhalten das Funktionieren des Staates sowie seiner Teile erlauben, ohne ihn überzustrapazieren. Ein stärkerer Gemeinsinn und ein höherer Gemeinnutzen können in gemeinsamer Verantwortung, mit einem Mehr an Demokratie und Partizipation sowie mit einer allgemein akzeptierten ethischen Klammer (gemeint sind damit die einer Gesellschaft zugrunde liegenden Werte, über die ein mehr oder weniger klarer Konsens besteht) geschaffen werden. Das Schweizer Milizsystem und die vielen gesellschaftlich notwendigen Dienste können auch in Zukunft garantiert und finanziert werden, wenn die Aufgaben und Ausgaben, Rollen und Verantwortlichkeiten sinnvoll und gerecht zwischen Staat, Wirtschaft, Zivilgesellschaft und Individuen verteilt werden bzw. neue Formen der Kooperation zwischen den verschiedenen Akteuren entstehen. Dafür müssen die Karten der Gesellschaft in absehbarer Zeit neu gemischt und verteilt werden. Da sich die Gemeinschaft in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt hat, braucht es eine Neudefinition von Gemeinsinn und Gemeinwohl – ja einen neuen Gesellschaftsvertrag.

Der in Genf geborene Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) ging beim Verfassen seines «Contrat social» vor etwa 250 Jahren davon aus, dass der Wille des einzelnen auf das Gemeinwohl abzielt und dadurch die Grundlage legitimer politischer Macht schafft. Das Individuum stellt zum Wohl der Gemeinschaft manches persönliche Bedürfnis zurück, und der Staat schützt im Gegenzug die Bedürftigen. Auch in der Bundesverfassung vom 12. September 1848 steht im Artikel 2 die «Beförderung der gemeinsamen Wohlfahrt» als zentrale Hauptaufgabe des neuen Bundesstaates. Aber erinnern wir uns: Anno 1848 waren die gesellschaftlichen Akteure vor allem der Staat, die Bürger und die Kirchen.

Wenn wir in der Tradition von Rousseau heute einen neuen Gesellschaftsvertrag entwerfen und die Aufgaben und Verantwortlichkeiten ordnungspolitisch neu begründen wollen, müssen die gesellschaftlich notwendigen Dienste auf zwei weitere gesellschaftliche Akteure verteilt werden: die Zivilgesellschaft und die Wirtschaft. Die Wirtschaft ist zwar Teil der Zivilgesellschaft, trotzdem soll sie bei der Verteilung gesellschaftlicher Aufgaben und Ausgaben als eigenständiger Akteur betrachtet werden, da sich viele multinationale Konzerne jenseits nationaler Grenzen und Gesetze bewegen können. Und: die Zivilgesell-

schaft steht noch ziemlich am Anfang der Entwicklung ihres Selbstbewusstseins, das sie benötigt, um die staatlichen Regulierungskompetenzen und die gesellschaftliche Verantwortung der Wirtschaft kontrollieren zu können.

Stellen wir uns konkret das «Planspiel neuer Gesellschaftsvertrag 2025» vor. Vertreterinnen und Vertreter aller gesellschaftlichen Gruppierungen notieren in einem nationalen Workshop alle Dienste, die in einer Gesellschaft zu leisten sind, auf gelbe Post-it-Zettel und kleben diese an eine grosse Wand. An einer zweiten Wand werden vier grosse Kreise aufgezeichnet mit den gesellschaftlichen Subjekten (besser: Akteuren) Staat, Zivilgesellschaft, Wirtschaft und Bewohner.



In einem weiteren Schritt werden die Post-it-Zettel dem richtigen Ort innerhalb der vier Kreise zugeordnet. Es kommt darauf an, die jeweiligen Leistungsmöglichkeiten und -grenzen der gesellschaftlichen Akteure zu wahren und ein produktives Zusammenspiel auszuhandeln. Man kann sich leicht vorstellen, dass die Gruppendynamik bei der Zuordnung bestimmter gesellschaftlicher Dienste hoch sein wird. Als Anschauungsmaterial möchte ich ein paar gesellschaftliche Aufgaben und Verantwortlichkeiten nennen:

Die Aufgaben und Verantwortlichkeiten des **Staates** (Bund, Kantone, Gemeinden) sind an sich in der Verfassung und in den Gesetzen festgehalten. Der Staat hat unverhandelbare Aufgaben in den Bereichen Gesundheit, Bildung, Kultur und Soziales. Im neuen Gesellschaftsvertrag könnten dem Staat jedoch neue Aufgaben und Verantwortlichkeiten zugeordnet werden, die den Gemeinsinn fördern:

- Einführung von AHV-Gutschriften für die Betreuung von fragilen Personen (Angehörigen u.a.)
- Einführung einer Care-Ausbildung im Militärdienst
- Förderung der politischen Bildung in Schulen und

Jugendparlamenten und Garantie der Chancengleichheit bei allen Ausbildungsniveaus

- Förderung der Partizipation und der Volksrechte (speziell für Junge und Zuwanderer)
- Steuerreformen nach dem Credo «Konsum statt Lohn besteuern»
- Prüfung eines obligatorischen Bürgerdienstes für alle
- Einführung einer CSR-Abgabe von Unternehmen (wie in Indien, falls dies die Unternehmen nicht von sich aus tun)
- Klärung der Kriterien für Steuererlass von gemeinnützigen Organisationen und zugleich Förderung ihrer Transparenz und Effizienz (einheitliches, leicht zugängliches Register)
- Förderung von Freiwilligeneinsätzen (speziell in Verwaltung und an Schulen, die Einsätze leisten und als Einsatzorte dienen); Information über Freiwilligenarbeit und Einsatzmöglichkeiten (Webseite der Gemeinden); öffentliche Würdigung der Freiwilligentätigkeit; Bereitstellung der Infrastruktur für Freiwillige.

Die **Zivilgesellschaft** (Vereine, Stiftungen, Kirchen, NGOs, Medien) wirkt subsidiär zum Staat. Im neuen Gesellschaftsvertrag könnten der Zivilgesellschaft neue Aufgaben und Verantwortlichkeiten zugeordnet werden, die den Gemeinsinn fördern:

- Stärkung der gesellschaftlichen Verantwortung von Staat und Wirtschaft
- Förderung einer positiven Haltung gegenüber Miliz- und Freiwilligenarbeit
- Verzicht auf monetäre Entschädigung, unnötige Bürokratie und Leistungsvereinbarungen im Bereich der Freiwilligenarbeit
- Schaffung von Gemeindestiftungen, in denen die Bewohner Geld, Zeit, Ideen, Kompetenzen und Netzwerke einbringen
- Schaffung eines breiten Angebots an flexibleren und virtuellen Freiwilligeneinsätzen.

Die **Wirtschaft** ist auf staatliche und individuelle Leistungen angewiesen. Der Staat bezahlt die Ausbildung der Arbeitskräfte, stellt die Infrastruktur zur Verfügung und übernimmt die Verantwortung für arbeitsunfähige Personen (ALV, AHV). Die Wirtschaft der Zukunft übernimmt gesellschaftliche Verantwortung nicht nur durch Spenden und Sponsoring, sondern durch ein gezieltes Zusammenwirken mit Staat und Zivilgesellschaft. Klar ist: bisher sitzt die Wirtschaft noch zu selten auf Augenhöhe mit den beiden Akteuren an einem Tisch, um gemeinsam Lösungen in gesellschaftspolitischen Fragen zu finden. In einem neuen Gesellschaftsvertrag können der Wirtschaft folgende neue Aufgaben und Verantwortlichkeiten zugeordnet werden, die den Gemeinsinn fördern:

- Höhere Krisensicherheit und Haftungskultur durch Erhöhung der Eigenmittel
- regelmässiges Ranking der Unternehmen bezüglich ihres Beitrags zum Gemeinwohl³

- Schaffung von Anreizen zur Beschäftigung von Auszubildenden, Wiedereinsteigern, Handicaperten, Ausgesteuerten und Migranten
- flexible Arbeitszeiten (zur Förderung der Betreuung Angehöriger, von Freiwilligenarbeit und Besetzung von Milizämtern durch Mitarbeitende)
- Verpflichtung zur Verrichtung angemessener Steuern (etwa solche, die die eigene ökologische Belastung integrieren. Fluggesellschaften müssen heute z.B. keine Steuern auf Flugbenzin bezahlen. Und: zwei Schweizer Grossbanken zahlen seit mehreren Jahren keine Steuern, weil sie negative Bilanzen vorweisen konnten – am Verteilen von Millionengehältern hindert sie das aber nicht. «Gemeinsinn fördern» sieht anders aus).
- Förderung Corporate Volunteering
- gezielte Pensionierungsvorbereitung des Personals bezüglich Freiwilligenarbeit
- Bereitstellen von Infrastruktur für Freiwilligenarbeit

Und schliesslich gilt es den **Gemeinsinn** auch bei den **Bürgerinnen und Bürgern** bzw. **Bewohnerinnen und Bewohnern** (inkl. Nichtbürger) neu zu wecken und zu fördern. Ihnen können ebenfalls neue Aufgaben und Verantwortlichkeiten zugeordnet werden:

- Bereitschaft für einen Bürgerdienst, im optimalen Fall auf freiwilliger Basis, ansonsten mit Anreizsystemen oder gar mit einem Obligatorium
- Übernahme von mehr Selbstverantwortung für Berufsausbildung, Arbeitssuche, Gesundheits- und Altersvorsorge
- Vernünftiger Umgang mit Lohnforderungen und Grosszügigkeit beim Stiften und Spenden
- Bereitschaft zu Aus- und Weiterbildung
- Bereitschaft zu Freiwilligenarbeit

Wie gesagt: das sind alles bloss Vorschläge, die im einzelnen zu diskutieren wären. Die gemeinsame Suche nach einem neuen Gesellschaftsvertrag und das langfristige konstruktive Zusammenwirken aller Gesellschaftsmitglieder setzen deshalb eine öffentliche Kommunikation und eine starke demokratische Beteiligung voraus. Da es im neuen Gesellschaftsvertrag um ein konstruktives und produktives Abwägen zwischen individuellen Freiheitsansprüchen in einer pluralistischen Gesellschaft und den gesellschaftlichen Bedürfnissen und Sachzwängen geht, spielt der demokratische und gerechte, transparente und fehlertolerante Prozess eine zentrale Rolle. Die Politik braucht das Vertrauen der Bevölkerung, die Wirtschaft muss Verantwortungsbewusstsein beweisen und die Zivilgesellschaft muss ihre Rolle als kritische Partnerin auf Augenhöhe verstärkt wahrnehmen. <

¹ Vgl. Christoph Schaltegger und Patrick Leisibach: Mutter Staat zwischen Fürsorge und Verantwortung. In: Unternehmergeist im Sozialstaat, Schweizer Monat, Sonderthema 22 (Juli 2015).

² Quelle: http://www.parlament.ch/d/suche/seiten/geschaefte.aspx?gesch_id=20123932

³ Etwa durch den von der Universität St. Gallen erstellten «GemeinwohlAtlas»: <http://www.gemeinwohl.ch/>

Impressum

«Schweizer Monat», Sonderthema 25
ISSN 0036-7400

VERLAG

SMH Verlag AG

HERAUSGEBER & CHEFREDAKTOR

René Scheu (RS): rene.scheu@schweizermonat.ch

REDAKTION

Serena Jung (SJ/Bildredaktorin & persönliche Mitarbeiterin des Herausgebers): serena.jung@schweizermonat.ch
Florian Oegerli (FO/Redaktioneller Mitarbeiter): florian.oegerli@schweizermonat.ch
Florian Rittmeyer (FR/stv. Chefredaktor): florian.rittmeier@schweizermonat.ch
Michael Wiederstein (MW/leitender Kulturredaktor): michael.wiederstein@schweizermonat.ch

PRAKTIKUM

Gregor Szyndler

KORREKTORAT

Roger Gaston Sutter

Der «Schweizer Monat» folgt den Vorschlägen zur Rechtschreibung der Schweizer Orthographischen Konferenz (SOK), www.sok.ch.

GESTALTUNG & PRODUKTION

Pascal Zraggen: pascal.zraggen@aformat.ch

TITELBILD

Dorothee Dähler: email@dorotheedaehler.ch
Kaj Lehmann: email@kajlehmann.ch

INSERATEVERKAUF

Roger Pfranger: pfranger@bamedia.ch

ADMINISTRATION/LESERSERVICE

Anneliese Klingler (Leitung): anneliese.klingler@schweizermonat.ch
Jeanne Schärz: jeanne.schaerz@schweizermonat.ch

ADRESSE

«Schweizer Monat»
SMH Verlag AG
Rotbuchstrasse 46
8037 Zürich
+41 (0)44 361 26 06
www.schweizermonat.ch

ANZEIGEN

anzeigen@schweizermonat.ch

PREISE

Jahresabo Fr. 195.– / Euro 165.–
2-Jahres-Abo Fr. 350.– / Euro 296.–
Abo auf Lebenszeit / auf Anfrage
Einzelheft Fr. 22.– / Euro 19.–
Studenten und Auszubildende erhalten
50% Ermässigung auf das Jahresabonnement.

DRUCK

Vogt-Schild Druck AG, Derendingen
www.vsdruck.ch

BESTELLUNGEN

www.schweizermonat.ch

to
get
her

Die frauenfeindlichen Regeln des Online-Datings
erkennt man erst im richtigen Zusammenhang.

schweizer
monat
SEIT 1921
Leider anspruchsvoll